

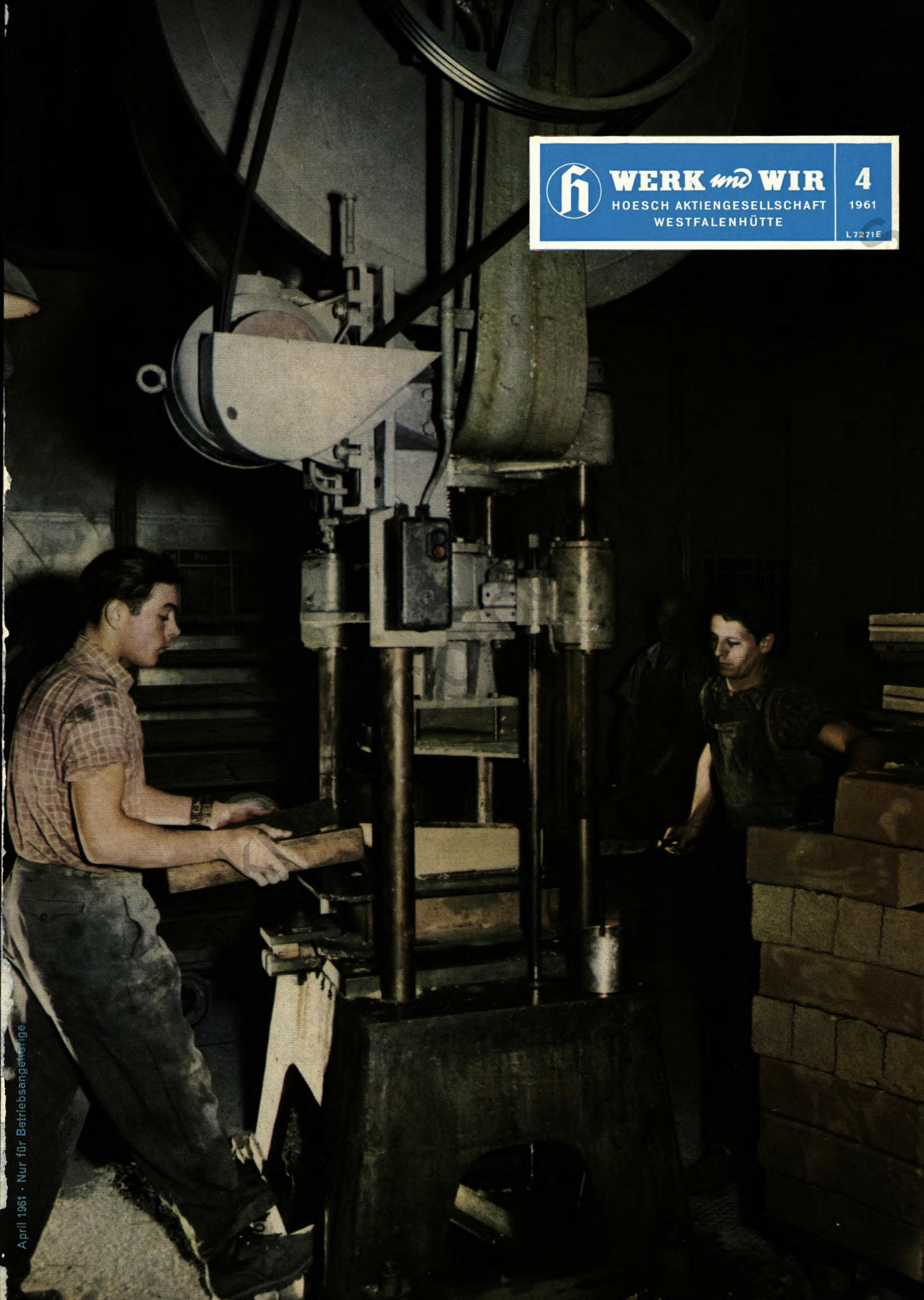


WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT
WESTFALENHÜTTE

4

1961

L 7271E





WERK und WIR

Erich Bechtolf zum 70. Geburtstag

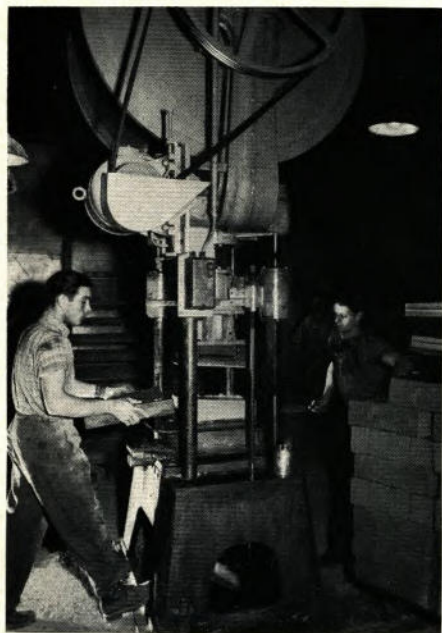
Am 8. April 1961 beging Erich Bechtolf seinen 70. Geburtstag. Für ihn gilt, was die Presse schon vor fünf Jahren zu seinem 65. Geburtstag geschrieben hat: Er ist ein Mensch, der stets die Sache, aber nie sich selbst in den Vordergrund stellt. In diesem Sinne hat Erich Bechtolf seit 1957 auch den Vorsitz im Aufsichtsrat der Hoesch AG ausgeübt.

Erich Bechtolf wurde am 8. April 1891 in Elberfeld geboren. Er studierte Rechtswissenschaften und war zunächst als Richter am Elberfelder Landgericht und danach als Syndikus eines Arbeitgeberverbandes tätig. 1922 trat er in die Dienste der Deutschen Bank, für die er zunächst in Elberfeld, dann in Hamm und später bei der Berliner Hauptverwaltung gearbeitet hat. 1932 wurde er Direktor der Hamburger Niederlassung. 1942 berief man ihn in den Vorstand der Deutschen Bank. Nach der Entflechtung der Großbanken war er zunächst Vorstandsmitglied der Norddeutschen Bank AG, und nach der Zusammenführung der Regionalinstitute gehörte er bis 1959 dem Vorstand der Deutschen Bank und seit 1960 deren Aufsichtsrat als Vorsitzender an.

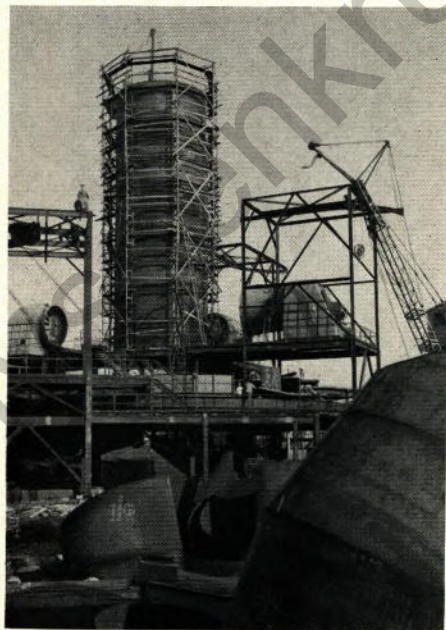
Wer an so verantwortlicher Stelle im Wirtschaftsleben steht, kann sich der Mitarbeit in so manchem Ehrenamt nicht entziehen. Erich Bechtolf ist Mitglied vieler Verbände und Gremien und gehört den Aufsichtsräten bedeutender Unternehmen an:

Seit mehr als 19 Jahren hat er als Aufsichtsratsmitglied sein Wissen und seine tatkräftige Unterstützung auch den Hoesch-Werken zuteil werden lassen. Vor allem während den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren hat sich der Wert seines sachkundigen Rates immer wieder bewiesen. Am 5. Juni 1957 wählte ihn unser Aufsichtsrat einstimmig zum neuen Vorsitzenden und Nachfolger Willy Hopps. Erich Bechtolf trat den Vorsitz mit den Worten an, daß er sich in Anbetracht der großen, noch zu lösenden Aufgaben der Verantwortung dieser Berufung zutiefst bewußt sei.

Zu seinem 70. Geburtstag wünschen wir Erich Bechtolf von Herzen alles Gute. Gleichzeitig möchten wir ihm unseren aufrichtigen Dank für seine langjährige, dem Hoesch-Kreis gewidmete Arbeit aussprechen. Wir hoffen, daß er noch lange bei guter Gesundheit der Unsere sein möge – auch dann, wenn er mit Ablauf der diesjährigen Hauptversammlung nach fast zwanzigjähriger Zugehörigkeit zum Aufsichtsrat sein Mandat niederlegt.



Titelseite: Feuerfeste Steine aller Art, vor allem für Stahlwerke, stellen unsere Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH in Oberdollendorf am Rhein her. Unser Bild zeigt eine Maschine, mit der Hermann Stockhausen und Willi Wertenbroich feuerfeste Steine formen



Rückseite: Eine bedeutende Investition der Westfalenhütte ist die neue, im Bau befindliche Sinteranlage, die die Sinter-Kapazität um 100000 Tonnen monatlich erweitert

Inhalt

- 111** Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
116 10 von 600, die wichtigsten Investitionen der Westfalenhütte
120 Der wichtigste Tag einer Aktiengesellschaft: die Hauptversammlung
121 Die D-Mark ist aufgewertet
123 Was Stur und Helle von der Aufwertung halten
124 Ruhrfestspiele 1961
126 Bild des Monats
- 1** Der Hüttenkieker
2 Profil
8 Unser neuer Betriebsrat
11 Lehrlinge aus Conakry
14 Generaldirektor und Jubilar
17 Unsere offene Tür / Ehrentafel
18 „Siehste, Pappi“ / Verdienstvolle Mitarbeiter
19 Wir kommentieren
20 Das Fachwort
21 Sie setzten ihr Leben ein
22 Gasvergiftung
23 Auch am Arbeitsplatz richtig angezogen
24 Arbeiten will gelernt sein
26 Büchergilde
28 Wenn Papa den Kochlöffel schwingt
30 Hänschen soll nach Bagdad fliegen
31 Lappes
32 Foto
- 127** Wie die andern leben: Familie Smith aus England ■
130 50 Jahre bei uns
131 Lehrlinge auf der Schulbank
132 Gedanken zu einer zeitgemäßen kaufmännischen Nachwuchsbildung ■
136 Der Arbeitsmarkt unter der Lupe ■
141 Haben Sie schon gehört? ■
142 Jubilare
143 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hilstrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Zweigniederlassung Werk Ruegenberg Olpe i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Commercial a Industrial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand

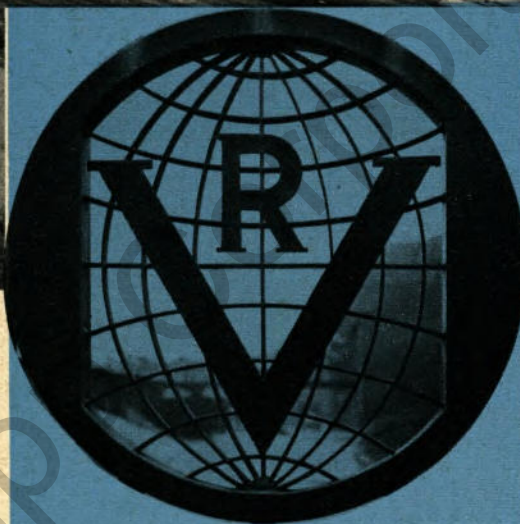
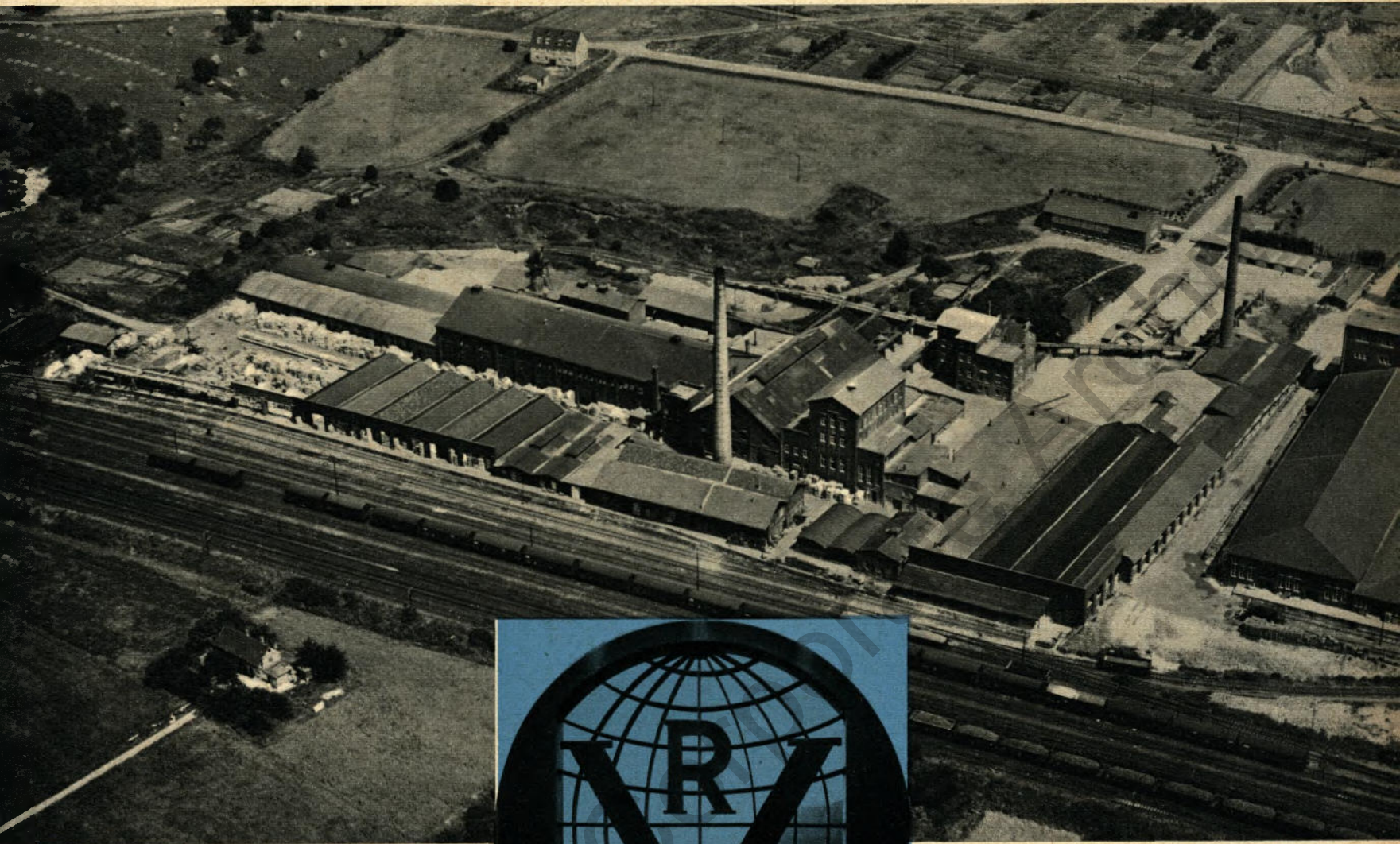


American Hoesch Inc. New York

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 49000

Feuerfeste Steine



**Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH**

*Mit diesem Bericht wollen wir
unseren Lesern eine*

*Tochtergesellschaft vorstellen, die seit
1944 zum Hoesch-Kreis gehört:*

es sind die Rheinischer Vulkan,

Chamotte- und Dinaswerke mbH,

die feuerfeste Steine vor allem

für Stahlwerke herstellen.

Ob im Hochofen oder im Siemens-Martin-Ofen, im Tief- oder im Stoßofen – der Eisenhüttenmann braucht Hitze. Er benötigt so viel Hitze, daß man sich fragt, welches Material diese Temperaturen aushält und damit der Technik überhaupt erst die Anwendung so hoher Wärmegrade möglich macht. Sehen wir einmal in das Innere eines neu zugestellten Hochofens. Er ist ringsherum mit Steinen ausgemauert: mit Schamottesteinen, die aus Tonerde durch Brennen hergestellt werden und sich im Feuer so härten, daß sie auch der größten Hitze Widerstand leisten, ohne sich zu zersetzen und zu zerbröckeln. Sie widerstehen aber nicht nur gleichmäßig hohen Temperaturen, sondern auch den viel gefährlicheren Temperaturschwankungen, ohne sich auszudehnen oder zu schrumpfen, und sind nicht weniger fest gegenüber den chemischen Vorgängen, die ringsherum auf sie einwirken. Durch allerlei Zusätze

kann man die Schamottesteine so verfeinern, daß man für die verschiedenen „Klimazonen“ im Hochofen mit ihren besonderen thermischen und chemischen Ansprüchen jeweils besonders gut geeignetes Material erhält.

Zuerst muß man wissen, wofür sie gebraucht werden

Die Kenntnis der Anforderungen, die an den feuerfesten Stein gestellt werden, steht am Anfang aller Überlegungen, wenn man wissen will, welcher Stein für welchen Zweck der richtige ist. Kennt man die Ansprüche, kann man ein Rezept für den richtigen Aufbau der Steine zusammenstellen. Deshalb lautet die erste Frage an den Kunden, ob die gewünschten Steine vorwiegend thermisch, mechanisch oder chemisch beansprucht werden, das heißt, welche Forderungen der Kunde an die „Feuerfestigkeit, Wärmeleitfähigkeit, Temperaturwechselbeständigkeit, Druck- und Abriebfestigkeit, Beständigkeit gegen Schmelzflüsse und Flugstaub und die Widerstandsfähigkeit gegen Gase und Dämpfe“ stellt. Dieses gewichtige Bündel von Eigenschaften deutet schon an, daß die Kenntnis von den feuerfesten Steinen eine Wissenschaft für sich ist.

Schamotte- und Silikasteine

Wenn man aber nur das Grundsätzliche und Wichtigste herausstellen will, dann genügt es,

das feuerfeste Material in zwei große Gruppen einzuteilen. Da ist zunächst die Schamotte, wie man den bei hohen Temperaturen gebrannten Rohron bezeichnet. Diese Schamotte wird zerkleinert und mit ungebranntem Ton vermischt, der die Masse verformbar macht. In Pressen oder gelegentlich auch mit der Hand stellt man die „Formlinge“ her, die getrocknet und bei hohen Temperaturen gebrannt werden. In der zweiten Gruppe faßt man die Silika- oder auch Dinassteine zusammen, die ihre Feuerfestigkeit nicht der Tonerde – wie die Schamotte –, sondern dem Gehalt an Kieselsäure verdanken.

Diese Silikasteine stellt man aus Quarzit her, einer Quarzart, die in bestimmte Korngrößen zerkleinert wird. Danach mischt man ihr Kalk und andere Stoffe bei und bereitet sie so zu einer verformbaren Masse auf, deren Formlinge nach kurzem Trocknen gebrannt werden. Dabei gilt es, ganz besondere Vorschriften für das Aufheizen und Kühlen zu beachten. Eine Verbindung dieser beiden Gruppen bilden – wie schon der Name verrät – die Quarz-Schamottesteine. Und schließlich sind noch die Spezialqualitäten zu nennen, wie sie der Rheinische Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke her-

stellt. Sie heißen Fanal-Spezialsteine, Diruxit-Sondersteine, Vulkan-Siliziumkarbidsteine und Vulkan-Sillimanitsteine, von denen jede Gruppe auf ihrem Gebiet ganz besonders hohe Ansprüche befriedigt. Zählt man die Steinarten auf, darf man den Vulkan-Mörtel nicht vergessen, der die Verbindung der feuerfesten Steine zum Mauerwerk bewirkt und dessen Güte die Lebensdauer der Auskleidung mitbestimmt.

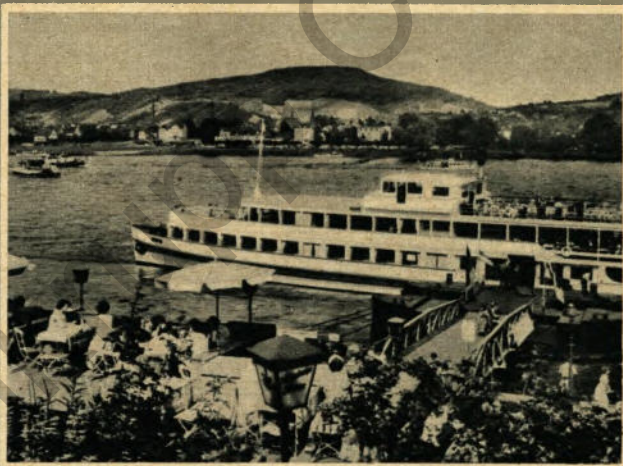
Seit mehr als 75 Jahren besteht das Werk

Schon seit mehr als 75 Jahren stellen die Rhei-



Am Ufer des Rheins

Malerisch liegt am Ufer des Rheins und am Fuße des Siebengebirges, gegenüber von Bad Godesberg, das Weindorf Ober- und Niederdollendorf mit Römlinghoven und Heisterbach. Über den Hängen der Weinberge erhebt sich der weltbekannte Petersberg. In unmittelbarer Nähe liegt der Drachenfels. Die Bundeshauptstadt Bonn ist mit der elektrischen Siebengebirgsbahn oder mit Motorbooten in einer halben Stunde zu erreichen. Eins unserer Bilder gibt einen Blick über den Rhein auf Nieder- und Oberdollendorf, das andere zeigt Oberdollendorf und den Drachenfels.



▲ Im Schachtofen (auf dem linken Bild) wird der Rohron bei hohen Temperaturen zu Schamotte gebrannt. Aus der zerkleinerten Schamotte, dem ungebrannten Ton und weiteren Zusätzen, die sich in den Behältern (Bild oben) befinden, mengt man eine verformbare Masse

nischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke feuerfeste Steine der genannten Arten her. Das Werk liegt in Oberdollendorf am Rhein, einem kleinen Ort am Fuß des Siebengebirges, der, wie viele andere Rheinorte, bis zur Jahrhundertwende noch recht dünn besiedelt war. Die Bevölkerung ernährte sich im vergangenen Jahrhundert vor allem von den Erträgen der Land- und Forstwirtschaft und vom Weinbau, sie betrieb Handwerk und Kleingewerbe. Schon früh hatte die Eisenbahn die Orte Ober- und Niederdollendorf und Königswinter durch die Linie Köln – Frankfurt am Main dem Verkehr erschlossen. Diese günstige Lage und die in der näheren Umgebung liegenden Kies- und Tonvorkommen ließen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Industriebetriebe, wie Zementfabriken, Ziegeleien, Basaltbrüche und Backofenfabriken entstehen.

3000 Steine in der Woche

Zu diesen Werken gehörte auch der Vorläufer des Rheinischen Vulkan, die in den achtziger Jahren in Königswinter gegründete Fabrik Josten et Compagnie, die feuerfeste Normal- und Fassonsteine für Koksöfen, Backöfen und die Zement- und Stahlindustrie herstellte. Aus einem alten Geschäftsbuch geht hervor, daß im Jahre 1885 Backofenbauer, Zechen, Gasanstalten und Eisen- und Stahlwerke zu ihren Abnehmern zählten. Im gleichen Jahr tauchen in

diesem Buch auch schon Kieslieferungen an das Eisen- und Stahlwerk Hoesch in Dortmund auf. Aus derselben Quelle ist zu ersehen, daß die Firma im Jahr 1885 Grundstücke in der Gemarkung Oberdollendorf ankaufte, die als Fundstätten für hochfeuerfesten Kies und Ton sehr wertvoll waren. Schon bald machte man sich daran, diese Rohstoffe zu erschließen.

Der kleine Betrieb in Königswinter verfügte über zwei Brennöfen. Die Wochenproduktion betrug damals etwa 3000 Normalsteine, die alle mit der Hand geformt werden mußten.

1895 baute man in Niederdollendorf auf einem sehr günstigen, zwischen Staatsbahn und Heisterbacher Thalbahn gelegenen Gelände eine neue Fabrik. Sie erhielt einen 16-Kammer-Ringofen, über dem sich der Formraum befand. Im Nebengebäude waren die Zerkleinerungs- und Aufbereitungsmaschinen untergebracht. Mit Hilfe eines Aufzugs hob man das aufbereitete Material auf den Boden des Ofengebäudes, um es dort zu verarbeiten. Daneben entstand ein Maschinenhaus mit Dampfkessel und ein 50 Meter hoher Schornstein.

1904 ging das Werk nach Oberdollendorf

1904 erhielt die am 23. April neu gegründete Firma ihren noch heute gültigen Namen Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH. Zugleich verlegte sie ihren Sitz nach Oberdollendorf.

Inzwischen stellte das Werk im Jahr etwa 10000 Tonnen Schamotte- und Silikasteine her. Die Produktion wuchs ständig, und schon im Jahre 1907 zählte man fast 17000 Tonnen. Zur gleichen Zeit wurde das Unternehmen noch weiter ausgebaut, indem man eine Ofenbauabteilung gründete, die die Entwicklung und den Bau von Gas- und Industrieöfen für das In- und Ausland betrieb. Im Jahre 1910 erwarb man im Westerwald Gelände, auf dem hochwertige Tone und Quarzit abgebaut wurden. Das Unternehmen mußte in den folgenden Jahrzehnten manche Krisenzeit überstehen. Im Weltkrieg 1914/18 wurde mehr als die Hälfte der Beschäftigten zum Wehrdienst eingezogen. Die Leistung sank auf 15000 Tonnen im Jahr. Danach galt es, sich gegen eine immer stärker werdende Konkurrenz zu behaupten und mit der fortschreitenden Geldentwertung fertig zu werden. So kam es dazu, daß die Ofenbauabteilung bald sehr eingeschränkt werden mußte.

Vier Jahre Kampf um den Schornstein

Aber es gab auch Schwierigkeiten anderer Art: So stieß die Errichtung von Industrieanlagen in der herrlichen Gegend am Siebengebirge nicht immer auf das beste Verständnis der Bevölkerung und der Behörden. Vom Weinbau und vom Fremdenverkehr allein ließ es sich aber auf die Dauer nicht leben, zumal die Bevölkerungszahl ständig wuchs. Mangelnde Einsicht führte kurioserweise dazu, daß mehr als vier Jahre lang gekämpft werden mußte, bevor das Werk die Genehmigung erhielt, einen weiteren Schornstein zu errichten. Erst im Jahre 1931 konnte endlich dieser dritte Schornstein gebaut werden, von dem die Erweiterung der Ofenanlagen abhing.

Den Wirtschaftsaufstieg in den Jahren 1927 bis 1929, der beim Rheinischen Vulkan die Produktion wieder auf 17000 Tonnen im Jahr ansteigen ließ, löste bald eine jahrelang anhaltende Flaute ab. In den Krisenjahren 1930 bis 1933

ging die Belegschaftszahl stark zurück. Nur allmählich stieg die Produktion wieder an. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg erreichte sie 18000 Tonnen im Jahr. Neben Schamotte- und Silikasteinen wurden nunmehr auch Grafit-Stopfen und Grafit-Ausgüsse hergestellt.

1939 übernahm Hoesch 70 v. H. der Anteile

Albert Römer, der Besitzer des Werkes, suchte sich im Jahre 1939 einen neuen Gesellschafter, und er fand ihn in der Hoesch AG in Dortmund, die 70 v. H. der Gesellschaftsanteile übernahm,

vor allem um den steigenden Bedarf an feuerfestem Material für die Westfalenhütte zu decken.

In der Folge schritt der Ausbau des Werkes schnell voran. Erst der zweite Weltkrieg hemmte ihn wieder, wenn auch 1941 eine neue Ofen- und Formhalle mit einem 120 Meter langen Tunnelofen errichtet werden konnte. Die Produktion war inzwischen auf mehr als 20000 Tonnen angestiegen.

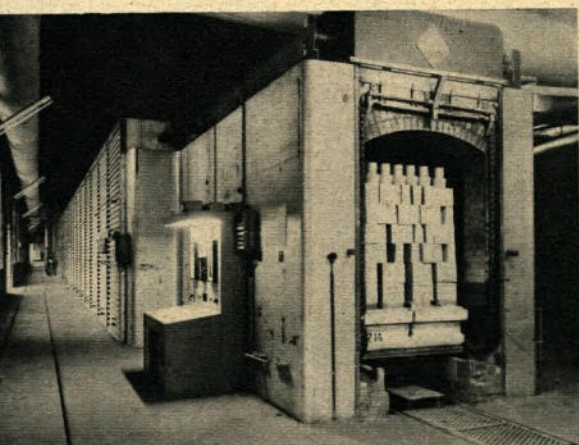
Am 30. März 1944 starb Albert Römer. Die ihm gehörenden Gesellschaftsanteile gingen nun auch auf Hoesch über, so daß der Rheinische



► Unser Bild zeigt eine Rohrpresse, an der die Italiener Cataldo und Santo Gießrohr-Steine für Stahlwerke pressen



▼ Sind die „Formlinge“ getrocknet, werden sie im Tunnelofen gebrannt, dessen Temperatur Karl Knopp prüft ►



Vulkan seit 1944 ganz zum Hoesch-Kreis gehört. Zu jenem Zeitpunkt stand die große Formhalle kurz vor der Vollendung; sie wurde am 22. September 1944 bei einem Angriff, genau wie das Ringofengebäude schon im Jahre 1941, schwer beschädigt. Dank dem Einsatz aller Mitarbeiter konnten die Schäden jedoch notdürftig behoben werden, so daß die Erzeugung weiterging. Nach dem Kriegsende wurde im Jahre 1950/51 die bereits 1939 geplante neue Aufbereitung errichtet. 1955 stellte das Werk selbst einen Schachtofen zum Brennen von Schamotte her. Im gleichen Jahre konnte ein neuzeitlich eingerichtetes Belegschaftshaus mit Speisesaal, Umkleide-, Wasch- und Duschenraum fertiggestellt werden. Bald erforderte die wachsende Erzeugung von Grafit-Stopfen, die in Stahlwerken gebraucht werden, einen größeren Ofenraum. Im Jahre 1956 konnte ein zweiter Tunnelofen errichtet werden. Außerdem wurde ein Tunneltrockner gebaut. 1958 entstand eine neue Lagerhalle mit 1750 Quadratmeter Lagerfläche für Fertigfabrikate, und 1959/60 endlich ergänzte eine hydraulische Hochdruckpresse die Maschinen-ausrüstung.

◀ Dieser große feuerfeste Stein ist handgeformt. Kurt Bettenich putzt und richtet ihn



► In dieser neuen Lagerhalle – sie ist eine Rohrkonstruktion unseres Hiltruper Rohrwerks – können auf 1750 Quadratmeter Raum die fertigen Steine gestapelt werden. Heinz Saes fährt den Hubstapler

Ohne feuerfeste Steine kein Stahl

Heute beschäftigt der Rheinische Vulkan in der Steinfabrik und in den Gruben im Westerwald, über die wir in einem der folgenden Hefte berichten werden, insgesamt 270 Belegschaftsmitglieder, die im Jahre 1960 26500 Tonnen feuerfeste Steine hergestellt haben. Von dieser Menge haben Hoesch-Werke nicht weniger als ein Drittel selbst verbraucht.

In den Hochöfen und Winderhitzern, in den Stahl- und Walzwerken und überall, wo große Hitze herrscht, begegnen wir den Erzeugnissen dieses Werkes, dessen Name vielleicht manchem unserer Mitarbeiter in der Reihe der Hoesch-Tochtergesellschaften aufgefallen ist, unter dessen Arbeit er sich aber bisher nicht viel vorstellen konnte, weil der Rheinische Vulkan keine „Waren“ für den Endverbraucher, sondern Produktionsmittel herstellt, ohne die es – trotz ihrer fast unsichtbaren Stellung – keine Stahlerzeugung und damit keine Großindustrie gäbe.



10 600

VON

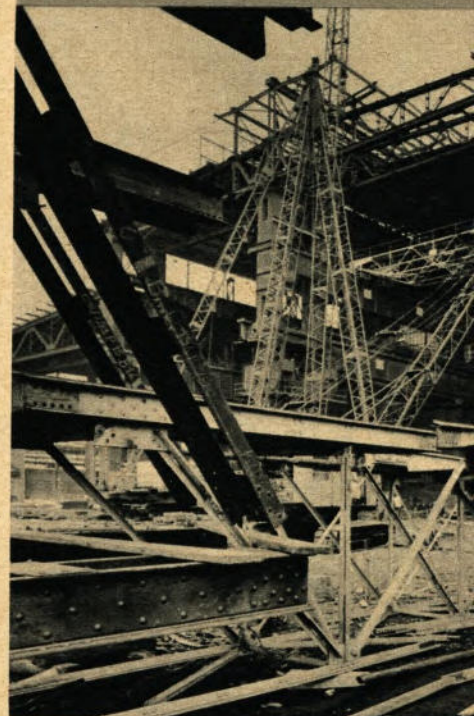
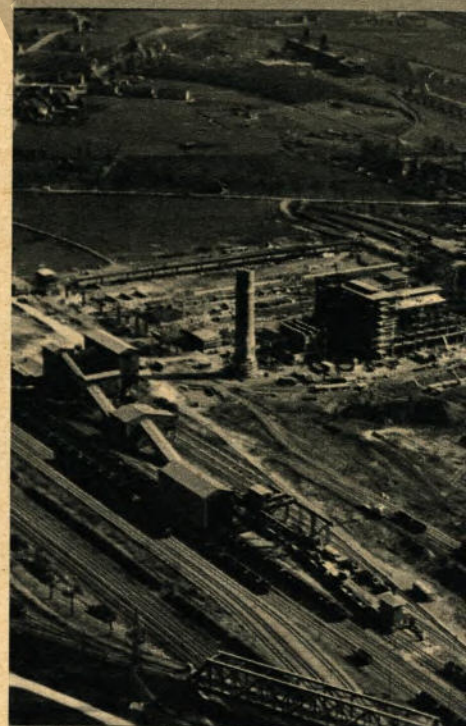
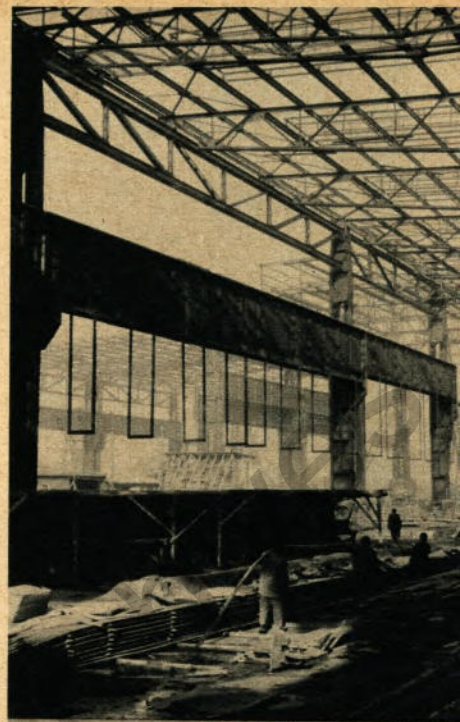
Die bedeutendsten Investitionen der Westfalenhütte

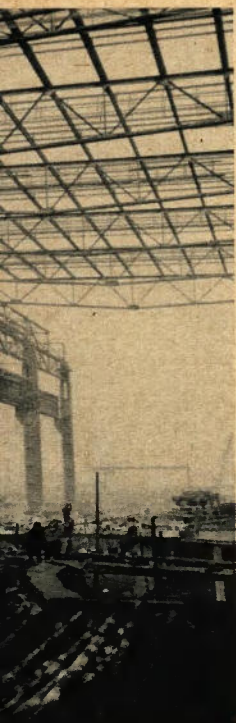
Wir alle wissen, wie wichtig Investitionen sind. Wir wissen, daß unsere Werke stets neuzeitlich ausgerüstet sein müssen, damit sie wirtschaftlich arbeiten und alle Ansprüche an die Qualität befriedigen. Wir wissen, daß wir nur so im Wettbewerb bestehen können.

600 Investitionen für die Westfalenhütte

Um etwas über die Neuanlagen der Westfalenhütte zu erfahren, besuchten wir vor kurzem die Neubauabteilung. Dabei erfuhren wir, daß im Augenblick sechshundert Investitionen anstehen. Allerdings ist zu bedenken, daß jede zweite dieser Investitionen im Wert unter 10 000 Mark liegt. Einige Beispiele mögen klarmachen, daß es Anschaffungen sind, die in einem großen Werk laufend anfallen: da braucht das Walzwerk eine Schnelltrennsäge, der Bauhof eine Dachdeckeraufzugswinde, die Versuchsbetriebe benötigen einen Längenmeßtaster, die Feuerwehr verlangt einen Anhänger und die Rohrschlosserei einen Schweißtransformator.

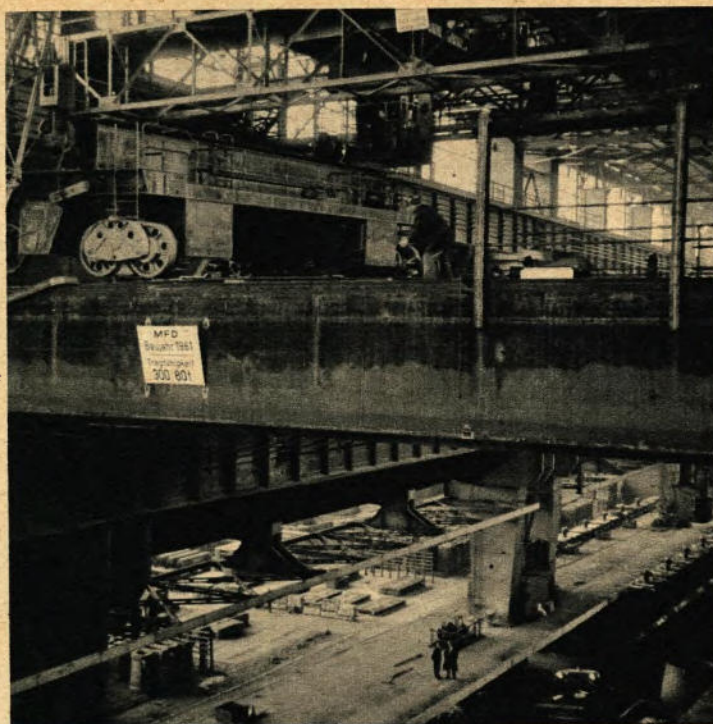
Doch neben diesen Investitionen bis zu 10 000 Mark geht in diesem Jahr eine gleich hohe Anzahl Investitionen der Verwirklichung entgegen, die diesen Betrag überschreiten. Alle dreihundert dienen der Erneuerung und der Erweiterung unserer Werksanlagen und damit letzten Endes der Sicherung des Arbeitsplatzes. Begleiten Sie uns auf einem Rundgang zu den zehn wichtigsten Neuanlagen, zu denen das Kaltwalzwerk, die Sinteranlage, die Öfen 33 und 34 des Siemens-Martin-Stahlwerks III, die Neuzustellung des Hochofens VII, die Tiefofenanlage, der dritte Stoßofen und die Scherenlinie im Breitbandwalzwerk, die SM-Schlackenaufbereitung, der Gießkran für das Stahlwerk III und die Verlegung der Hauptwerkstatt gehören.





Das neue Kaltwalzwerk

Das neue Kaltwalzwerk auf der Stockheide wird die Kapazität des jetzigen Betriebes – sie beträgt 17000 Tonnen im Monat – auf 40000 Tonnen monatlich ansteigen lassen, wenn die erste Ausbaustufe abgeschlossen ist. Die fünfgerüstige Tandemstraße des neuen Werkes ist so ausgelegt, daß sie gleichzeitig Fein- und Feinstbleche walzen kann. Aber nicht nur die neuen Walzgerüste, auch eine Beizanlage, mehrere Haubengluhöfen, ein Doppeldresslergerüst, eine Schere, Kräne und andere Nebenanlagen gehören zum neuen Kaltwalzwerk.



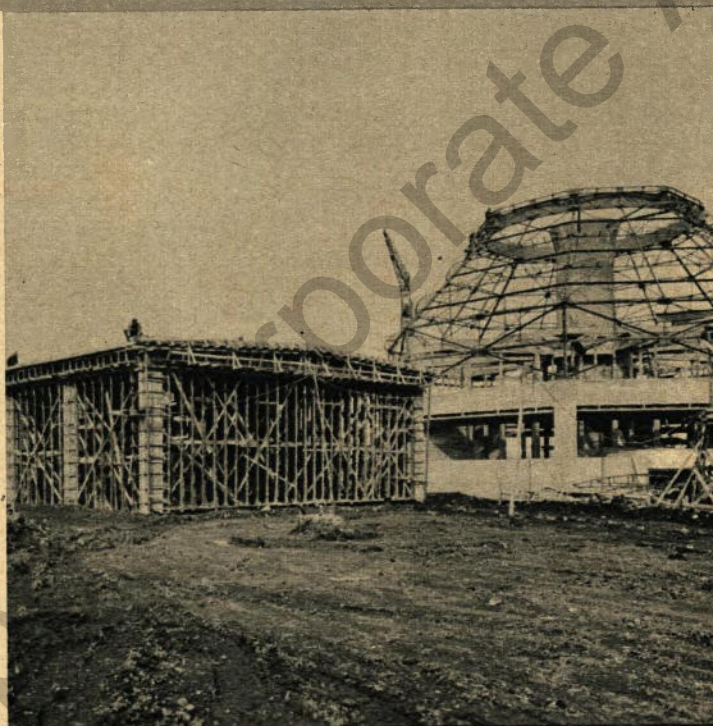
Ein zweiter Gießkran

Bislang verfügte das Stahlwerk III nur über einen 250-Tonnen-Gießkran. Bei Störungen mußte der Schmelzbetrieb stocken. Nach der Erweiterung des Siemens-Martin-Werkes durch die beiden neuen Öfen ist es nun auch notwendig geworden, einen zweiten Gießkran einzubauen. Er kann 300 Tonnen heben und ist von unserer Maschinenfabrik Deutschland hergestellt worden.



Die neue Sinteranlage

In allen Stahl erzeugenden Ländern gewinnt das Brechen, Absieben und Sintern der Erze (Zusammenbacken von feinkörnigen Erzmischungen) immer mehr an Bedeutung, weil diese Maßnahmen die Leistung der Hochofenanlagen steigern. Deshalb entsteht auch auf der Westfalenhütte eine neue Sinteranlage (in der Mitte des Bildes, links die alte Sinteranlage), durch die die vorhandene Sinterkapazität von 70000 Tonnen im Monat um 100000 Tonnen erweitert wird. Zugleich werden die notwendigen Erzbrech- und -siebanlagen erweitert.



Eine Aufbereitungsanlage für SM-Schlacke

Obwohl die Rohstahlerzeugung seit Kriegsende stetig steigt, sind die Lager- und Umschlagplätze für SM- und Thomas-Schlacke an der Phosphatmühle nicht vergrößert worden. Nun wird die Umschlagsfläche um rund 2500 Quadratmeter erweitert, auf der auch zwei neue Kräne eingesetzt werden können. Gleichzeitig entsteht eine Siebanlage, damit die Martin-Schlacke in der richtigen Körnung den Hochöfen und der Sinteranlage zugeführt werden kann.



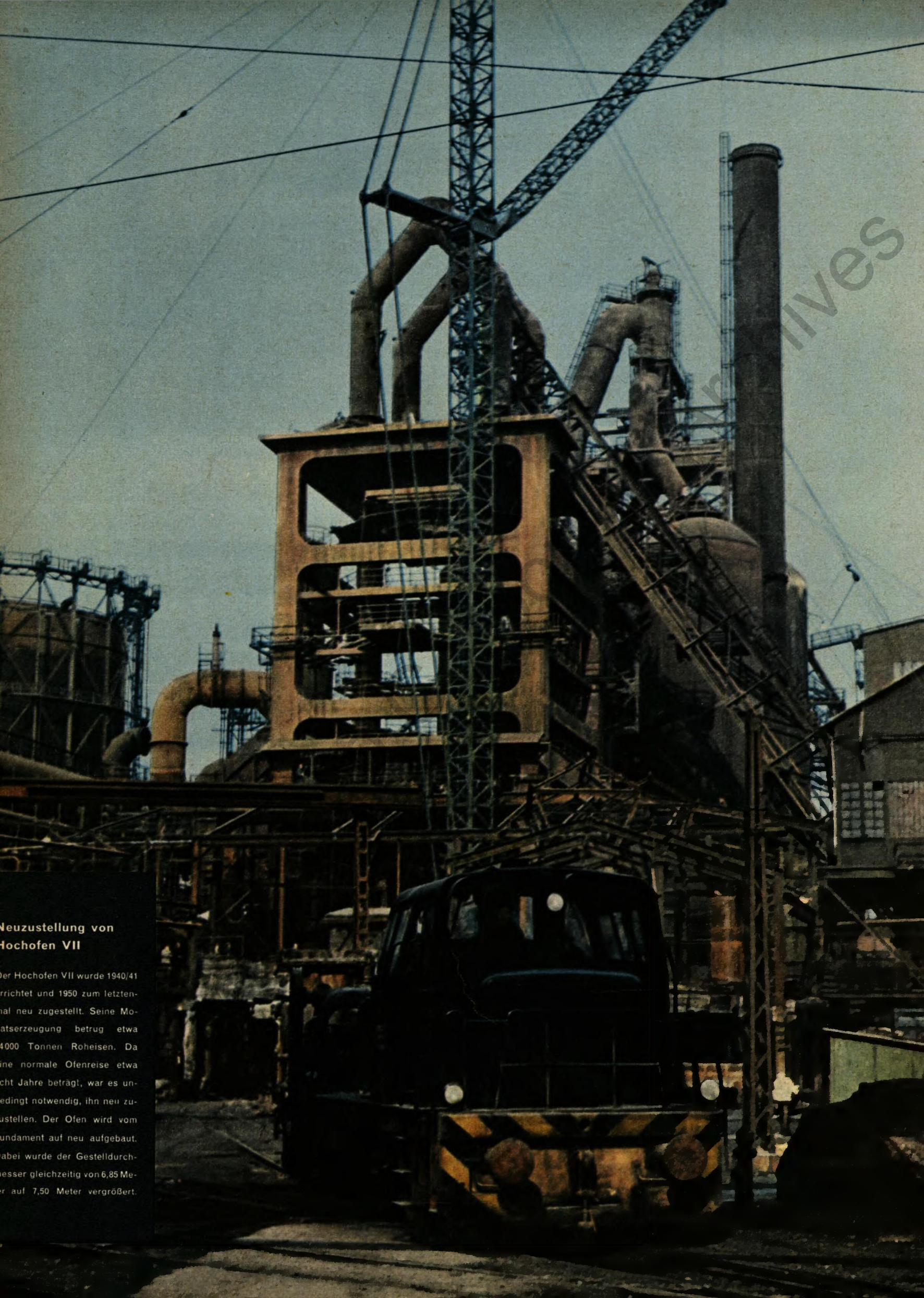
Zwei neue SM-Öfen

Zwei neue Öfen entstehen im Siemens-Martin-Stahlwerk III. Die Öfen sind für 180 bis 200 Tonnen Schmelzgewichte eingerichtet. Nach ihrer Fertigstellung werden wir über eine Kapazität von etwa einer Viertel Million Tonnen Rohstahl je Monat verfügen, von der das Stahlwerk III allein 66000 Tonnen erzeugen wird. Unser Bild zeigt die für den Einbau der Öfen notwendige Erweiterung der Stahlwerkshalle.



Die Tiefofenanlage im Breitbandwalzwerk

Neue Tiefofenanlagen sind die erste Voraussetzung, soll die Breitbandstraße mehr erzeugen. Neue Tieföfen ermöglichen zudem den Einsatz zehn Tonnen schwerer Rohbrammen. Deshalb entstehen nun im Breitbandwalzwerk dreimal drei Ofenkammern mit einer Leistung von insgesamt 50000 Tonnen im Monat. Nach dem Abbruch von drei alten Tieföfen heben die neuen Öfen die Leistung der Anlage auf über 70000 Tonnen im Monat.

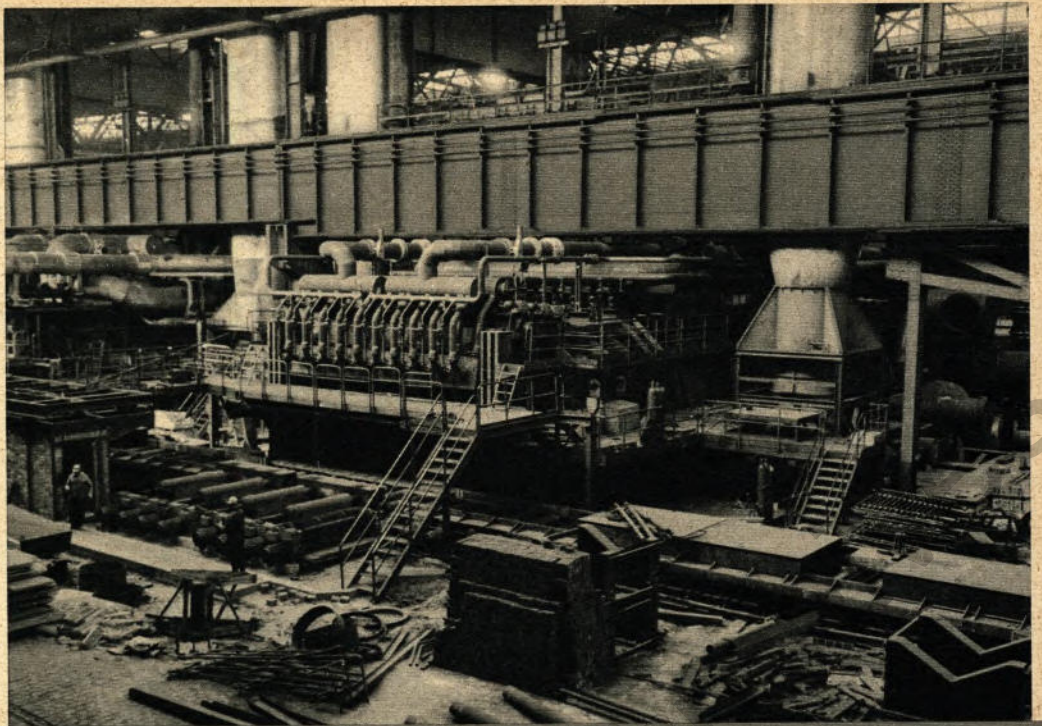


Neuzustellung von Hochofen VII

Der Hochofen VII wurde 1940/41 errichtet und 1950 zum letztenmal neu zugestellt. Seine Monatsleistung betrug etwa 4000 Tonnen Roheisen. Da eine normale Ofenreise etwa acht Jahre beträgt, war es unbedingt notwendig, ihn neu zugustellen. Der Ofen wird vom Fundament auf neu aufgebaut. Dabei wurde der Gestelldurchmesser gleichzeitig von 6,85 Meter auf 7,50 Meter vergrößert.

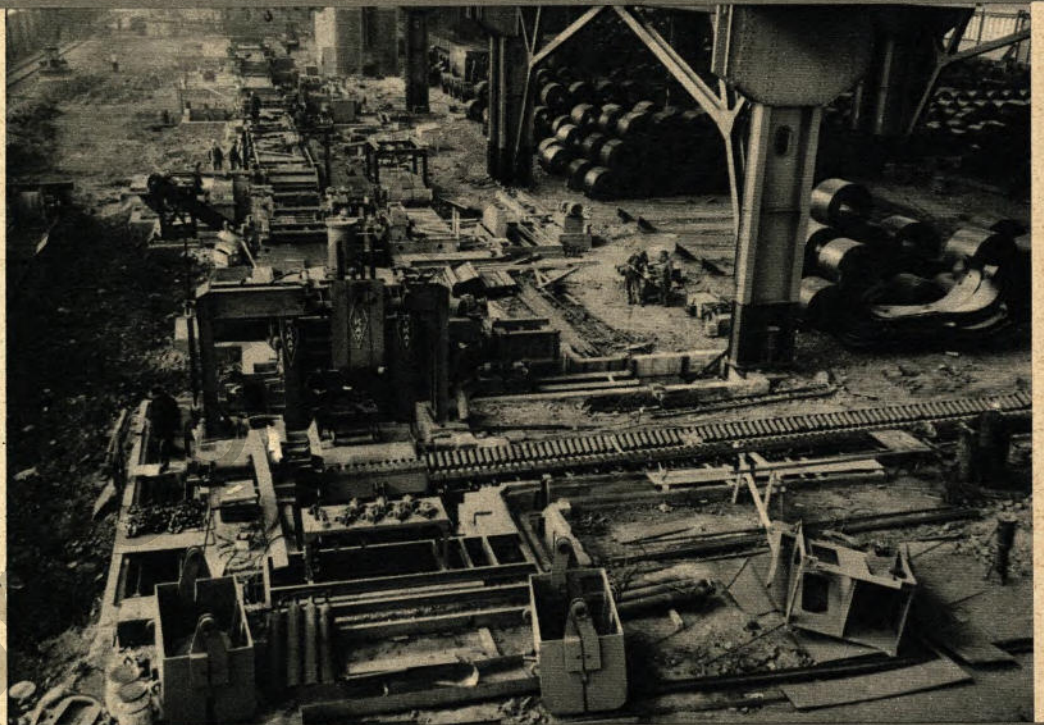
Ein dritter Stoßofen für das Breitbandwalzwerk

Im Zuge des Ausbaus ist im Breitbandwalzwerk der Bau eines dritten Stoßofens notwendig geworden, der wie die anderen 100 Tonnen je Stunde durchsetzen kann. Der Bau dieses Ofens ist auch deshalb wichtig, weil keine Störungen auftreten dürfen, wenn ein Stoßofen durch Neuzustellung oder eine Störung ausfällt. Der dritte Ofen schafft für das Breitbandwalzwerk die Voraussetzung, daß bis zu 120000 Tonnen Stahl im Monat gewalzt werden können.



Die neue Scherenlinie

Um den Ansprüchen der Kunden an das genaue Maß von Länge, Breite und Rechtwinkligkeit zu genügen, ist es notwendig geworden, eine leistungsfähige Blechadjustage im Breitbandwalzwerk zu errichten. Sie umfaßt eine Abrollvorrichtung für die Bunde, eine Anlage, um Knicke im Blech zu beseitigen, Richtmaschinen und Scheren. Mit ihr können 15000 Tonnen maßgerechte Grob-, Mittel- und Feinbleche im Monat verarbeitet werden.



Eine zentrale mechanische Werkstatt

Die mechanischen Werkstätten waren bislang getrennt und unzulänglich untergebracht. Um sie zusammenzufassen, ziehen sie nun in die Werkhallen des stillgelegten Preß- und Hammerwerks. Da eine Kranbahn im Hof überdacht wird, entstehen zwei große nebeneinanderliegende Hallen mit 5700 Quadratmeter Fläche. In diesen Hallen lassen sich alle Maschinen und Einrichtungen zweckmäßig unterbringen, die Transportwege werden kürzer, und viele Unfallquellen fallen fort.



Die Hauptversammlung

Zur Hauptversammlung der Hoesch AG
am 27. April 1961

Der Tag der Hauptversammlung spielt im Leben einer Aktiengesellschaft eine wichtige Rolle. Es ist der Tag, an dem Vorstand und Aufsichtsrat Rechenschaft über das abgelaufene Geschäftsjahr geben, der Tag, an dem die Aktionäre – wie es Paragraph 102 des Aktiengesetzes ausdrückt – „ihre Rechte in den Angelegenheiten der Gesellschaft ausüben“. Aber es sind nicht nur die Aktionäre, die an diesem Tage den Jahresabschluß des Unternehmens prüfen und sich Gedanken über den Geschäftsablauf der Gesellschaft machen. Ein großes Unternehmen steht bei diesem Anlaß im Blickpunkt der gesamten Öffentlichkeit. Zwar ist die Versammlung nicht öffentlich, nicht jeder, der will, kann teilnehmen. Aber es ist üblich, Presse und Gäste einzuladen. Die Presse verfolgt aufmerksam das Geschehen und wird ausführlich berichten; zahlreiche andere Gäste aus den verschiedensten Bereichen sind unter den Zuhörern. Das Ergebnis eines Jahres und die Tätigkeit von Unternehmensleitung und Belegschaft werden unter den vielfältigsten Gesichtspunkten betrachtet. Dr. Ochel nimmt zur Lage der Gesellschaft, zum Geschäftsbericht und zum Jahresabschluß Stellung.

Geschäftsjahr und Geschäftsbericht

Das Geschäftsjahr der Hoesch AG läuft vom 1. Oktober bis zum 30. September des folgenden Jahres. Die ordentliche Hauptversammlung, das heißt die zur Vorlage des Jahresabschlusses über das abgelaufene Geschäftsjahr, zur Entlastung des Vorstands und des Aufsichtsrats und zur Beschlußfassung über die Verwendung des Gewinns einberufene Hauptversammlung findet dann alljährlich im Frühjahr statt. Die wichtigsten Unterlagen für die ordentliche Hauptversammlung sind der Jahresabschluß, der aus der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung besteht, und der Geschäftsbericht. Sie werden nach dem Ende des Geschäftsjahres fertiggestellt. Den Jahresabschluß und den Ge-

schäftsbericht, soweit er den Jahresabschluß erläutert, prüft dann ein unabhängiger, von der letzten Hauptversammlung bestellter Wirtschaftsprüfer, der einen Prüfungsbericht erstattet. Anschließend werden diese Unterlagen zusammen mit einem Vorschlag des Vorstandes für die Gewinnverteilung dem Aufsichtsrat zugeleitet, der den Jahresabschluß, den Vorschlag für die Gewinnverteilung und den Geschäftsbericht prüft. Billigt der Aufsichtsrat den Jahresabschluß, so ist dieser festgestellt. Dies geschah bei uns in der Aufsichtsratssitzung am 9. März 1961. Dabei schloß sich der Aufsichtsrat dem Vorschlag des Vorstandes über eine Dividende von 12 v. H. an.

Etwa vier Wochen vor der Hauptversammlung wird der Geschäftsbericht an die mit Namen bekannten Aktionäre und an die Banken verschickt, die sie wiederum an die Aktionäre weiterleiten. Natürlich wird der Geschäftsbericht nicht nur an die Aktionäre versandt, sondern auch an befreundete Firmen, Banken, Journalisten, Bibliotheken und an andere Interessenten. Während der letzten beiden Wochen vor der Hauptversammlung muß der Geschäftsbericht bei der Gesellschaft ausgelegt werden, um den Aktionären die Möglichkeit zur Einsichtnahme zu geben.

Wenn der Geschäftsbericht gedruckt ist, veranstalten wir zur weiteren Unterrichtung der Öffentlichkeit etwa vier Wochen vor der Hauptversammlung eine Pressekonferenz. Die Vertreter einer großen Zahl interessierter Zeitungen haben dabei Gelegenheit, dem Vorstand Fragen zum Geschäftsbericht und zum Jahresabschluß sowie zu den Plänen der Verwaltung für das neue Geschäftsjahr zu stellen.

Rund 1000 Teilnehmer

Die Hauptversammlung der Hoesch AG wurde in den letzten Jahren durchschnittlich von 1000 Aktionären und geladenen Gästen besucht. Es versteht sich, daß frühzeitig alle Vorbereitungen getroffen werden müssen, damit die Voraussetzungen für einen entsprechenden Ablauf der Versammlung gegeben sind.

In den letzten Jahren hat die Hauptversammlung der Hoesch AG wegen der großen Zahl der Aktionäre in der kleinen Westfalenhalle statt-

gefunden. Hinweisschilder, Einladungs-, Eintritts- und Stimmkarten und viele Unterlagen mehr müssen gedruckt werden, für eine gute Mikrophananlage ist zu sorgen, Notar und Stenograph müssen verständigt, die am Tage der Hauptversammlung zur Mitarbeit eingesetzten Belegschaftsmitglieder müssen über ihre Aufgaben unterrichtet werden. Es genügt wenig Phantasie dazu, um sich auszumalen, welche Umsicht und Mühe erforderlich sind, damit die Versammlung einen guten Verlauf nimmt.

Einberufung der Hauptversammlung und Hinterlegung der Aktien

Unter Einhaltung einer Frist von drei Wochen muß die Hauptversammlung einberufen werden. Das geschieht durch Veröffentlichung im „Bundesanzeiger“, in den Börsenpflichtblättern und in verschiedenen Tageszeitungen. In dieser Veröffentlichung muß auch die Tagesordnung bekanntgemacht werden.

Zur Teilnahme und zur Ausübung des Stimmrechts sind nur diejenigen Aktionäre berechtigt, die ihre Aktien spätestens am fünften Werktag vor dem Tag der Versammlung bei den „Hinterlegungsstellen“ deponiert haben und bis zur Beendigung der Hauptversammlung hinterlegt halten. Hinterlegungsstellen sind alle Wertpapiersammelbanken, alle deutschen Notare, bestimmte Banken und unsere Gesellschaftskasse. Diejenigen Aktionäre, die ohnehin ihre Aktien von einer Bank verwalten lassen, haben zur Hinterlegung nichts weiter zu unternehmen. Über hinterlegte Aktien stellen die Hinterlegungsstellen uns Bescheinigungen aus. Der Aktionär erhält von der Hinterlegungsstelle eine Eintrittskarte zum Besuch der Hauptversammlung und zur Entgegennahme der Stimmkarten für den hinterlegten Aktienbetrag. Mancher Aktionär, der selbst nicht an der Hauptversammlung teilnehmen kann, ermächtigt die Bank seines Vertrauens zur Ausübung des Stimmrechts und gibt ihr dafür Weisungen.

Der Tag der Hauptversammlung

Wenn dann endlich der Tag der Hauptversammlung gekommen ist, eröffnet der Vorsitz der

Aufsichtsrats die Versammlung. Danach hält Dr. Willy Ochel, der Vorsitzende des Vorstandes, einen Vortrag über die Lage des Unternehmens und seiner Wirtschaftsbereiche. Alsdann stellt der Aufsichtsratsvorsitzende die einzelnen Punkte der Tagesordnung zur Aussprache und, soweit erforderlich, zur Abstimmung. Die Aktionäre haben dann Gelegenheit, selbst das Wort zu ergreifen und Fragen an die Verwaltung zu richten. Das Aktiengesetz sagt dazu in § 112: „Jedem Aktionär ist auf Verlangen in der Hauptversammlung Auskunft über Angelegenheiten der Gesellschaft zu geben, die mit dem Gegenstand der Verhandlung in Zusammenhang stehen. Die Auskunftspflicht erstreckt sich auch auf die Beziehungen zu einem Konzernunternehmen. Die Auskunft hat den Grundsätzen einer gewissenhaften und getreuen Rechenschaft zu entsprechen. Sie darf nur soweit verweigert werden, wie überwiegende Belange der Gesellschaft oder eines beteiligten Unternehmens oder der gemeine Nutzen es fordern. Ob diese Voraussetzung vorliegt, entscheidet der Vorstand nach pflichtmäßigem Ermessen.“

Im allgemeinen sind dies die Punkte der Tagesordnung: Vorlage des Geschäftsberichts mit dem Jahresabschluß und dem Bericht des Aufsichtsrats, Gewinnverwendung, Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrats, Wahl des Abschlußprüfers für das laufende Geschäftsjahr und gegebenenfalls Neuwahl von Mitgliedern des Aufsichtsrats. Andere Punkte können hinzutreten.

Stimmrecht

Zu Beginn der Versammlung wird nach den vorgelegten Eintrittskarten ein Verzeichnis der erschienenen oder vertretenen Aktionäre aufgestellt und festgestellt, wieviel Aktien vertreten sind.

Zur Ausübung des Stimmrechts gewährt jede Aktie über 100 DM eine Stimme. Das Stimmrecht wird also nach den Aktiennennbeträgen und nicht nach dem Kurswert der Aktie ausgeübt. Die Art der Abstimmung bestimmt nach der Satzung der Vorsitz der Hauptversammlung, das ist in der Regel der Aufsichtsratsvorsitzende. Er entscheidet also, ob durch „Zuruf“ oder durch Abgabe von Stimmkarten abgestimmt wird. Jeder Aktionär erhält bei Betreten der Versammlungsräume als Stimmkarten eine bestimmte Anzahl von Lochkarten, auf denen die Anzahl der Stimmen eingelocht ist, die er in der Hauptversammlung vertritt. Nach Aufruf durch den Vorsitz werden die für die jeweilige Abstimmung vorgesehenen Stimmkarten in Stimmkästen geworfen, die durch die Reihen gereicht werden. Die Stimmkästen haben Fächer für die „Ja“-Stimmen, die „Nein“-Stimmen und die Stimmenthaltungen. Unter Aufsicht eines Notars werden die Stimmkarten dann in kürzester Zeit mit elektrischen Zählmaschinen (Hollerith) ausgewertet.

Der Notar fertigt eine Niederschrift über die Hauptversammlung, durch die die gefaßten Beschlüsse beurkundet werden. Die Niederschrift, der der Jahresabschluß als Anlage beigefügt ist, muß zum Handelsregister eingereicht werden, wo sie jeder einsehen kann.

Veröffentlichung des Jahresabschlusses

Nach der Hauptversammlung muß der Jahresabschluß im Bundesanzeiger sowie in den Börsenpflichtblättern veröffentlicht werden. Ebenso wird in den genannten Blättern die beschlossene Dividende bekanntgemacht und mitgeteilt, ab wann und bei welchen Zahlstellen gegen Vorlage eines bestimmten Gewinnanteilscheins die Dividende ausgezahlt wird.

Die D-Mark ist aufgewertet

Aus bitterer Erfahrung wissen wir nur allzu gut, was eine Inflation ist. Die Preise steigen, und unser Arbeitslohn ist weniger wert. Inflation bedeutet also Abwertung des Geldes. Und Aufwertung? Ist sie das Gegenteil davon? Werden nun die Preise sinken, steigt der Wert der Löhne und Gehälter? Aufgewertet, so heißt es, wurde die Deutsche Mark um etwa 5 v. H. Das bedeutet doch: Eine Mark ist jetzt eine Mark und fünf Pfennige wert. Aufgewertet wurde aber, so lautet die Einschränkung, unsere Mark gegenüber den anderen Währungen. Und das bedeutet zunächst einmal nicht mehr, als daß ein Dollar statt bisher etwa 4,20 Mark jetzt nur noch vier ganze Deutsche Mark wert ist. Ebenso verändert sich das Verhältnis der Mark zu den anderen ausländischen Währungen. Sie alle – bis auf den holländischen Gulden, an dessen Wert sich nichts änderte, weil die Holländer mit uns gleichzeitig und im gleichen Umfang (5 v. H.) aufwerteten – werden in Zukunft 5 v. H. Deutsche Mark weniger wert sein. Alle Kosten, die im Ausland entstehen, ermäßigen sich, wenn dort nicht Preiserhöhungen diese Wirkung aufheben, um etwa 5 v. H. Alle Kosten, die im Inland, in unserer Bundesrepublik entstehen, bleiben dagegen zunächst einmal gleich. Mit Absicht sprechen wir hier von Kosten und nicht von Preisen. Die Preise nämlich können zu einem Teil aus Kosten, die im Inland und zu einem anderen Teil aus Kosten, die im Ausland entstehen, zusammengesetzt sein, wie wir ja auch für unsere Waren zum Teil einheimische und zum Teil importierte Rohstoffe sowie teilweise im Inland und teilweise im Ausland anfallende Vorprodukte und Leistungen verwenden. Kommen nun Waren, die wir einkaufen, fertig aus dem Ausland zu uns; wie etwa die französischen oder italienischen Autos, so ermäßigen sich ihre DM-Preise. Die französische Autofirma Peugeot verkauft auch bereits in Deutschland ihre Wagen je nach Klasse mit 280 bis 335 DM Preisabschlag.

Meist aber haben Erzeugnisse, die wir hier bei uns kaufen können, nur zu einem Teil, oft nur zu einem geringen Teil, Bestandteile (Rohstoffe, Vorprodukte und Leistungen), die aus dem Ausland stammen, die meisten unserer Waren werden ganz und mit allen ihren Teilen

in Deutschland hergestellt. Der Preisabschlag infolge der Aufwertung ist entsprechend gering, wenn er nicht sogar durch Preiserhöhungen ganz aufgesogen wird oder die Waren auf Grund dieser Entwicklung sogar teurer statt billiger werden.

Keiner kann in die Zukunft schauen

Wenn Sie jetzt mit Recht fragen, warum diese vielen Umschreibungen in diesem Artikel? Kann man denn nicht ganz einfach sagen, die und die Produkte werden billiger, und zwar um soundso viel und die anderen nicht? ... So kann man darauf nur antworten, keiner vermag in die Zukunft zu schauen und zu sagen, wie die verschiedenen Entwicklungen, die bei jeder Preisbildung zusammenwirken, teilweise sich überschneidend und sich wechselseitig aufhebend, verlaufen werden.

Wir beginnen, jetzt zu verstehen, was die Aufwertung mit unserem Urlaub, den wir vielleicht im Ausland verbringen, zu tun hat und möchten mit diesem Beispiel den oben beschriebenen Sachverhalt noch etwas deutlicher machen. Fahren wir zum Beispiel nach Italien, übernachten und essen wir dort in italienischen Gasthöfen, so leben wir in diesem Jahr vielleicht um 5 v. H. billiger, wenn, ja wenn die italienischen, die französischen oder die schwedischen Gastwirte nicht sagen: „Eigentlich hätten wir in diesem Jahr die Preise aufschlagen müssen. Unsere Gestehungskosten sind teurer geworden, eine Aufwertung der Deutschen Mark findet bei uns nicht statt. Aber da eure Mark bei uns jetzt mehr wert ist, brauchen wir nicht aufzuschlagen. Es bleibt also alles beim alten.“

Deutsche Erzeugnisse für das Ausland teurer

Aber über eins haben wir noch nicht gesprochen, was in der Aufwertungsfrage eine wichtige Rolle spielt. Um hier gleich an unser Beispiel anzuknüpfen:

Ausländische Touristen, die die Bundesrepublik besuchen, werden von jetzt an etwa 5 v. H. mehr an Geld in der eigenen Währung aufbringen müssen, um ihre Reisen und ihren Aufenthalt innerhalb Deutschlands bestreiten zu können. Dasselbe gilt aber nicht nur, wenn die Ausländer unser Land besuchen kommen, sondern auch, wenn wir uns mit unseren Waren ins Ausland begeben, um sie dort zu verkaufen. Auch deutsche Produkte sind für Ausländer um etwa 5 v. H. teurer geworden.

Das könnte uns vielleicht gleichgültig sein, wenn nicht die Waren aller übrigen Länder, die draußen mit unseren Exporten konkurrieren, nun um die gleichen 5 v. H. billiger geworden wären. Der ausländische Käufer, der, wie jeder andere Kaufmann in der Welt, billig einkaufen will, muß das berücksichtigen. Vielleicht kauft er nicht mehr bei uns, vielleicht müssen wir, um ihn als Abnehmer für unsere Erzeugnisse zu behalten, unseren bisherigen Preis, der ja nur für ihn, nicht aber für uns, ein höherer Preis geworden ist, beibehalten, also vom Inlandsniveau her gesehen, den Preis senken.

Verlust für die Kohle

Für die Kohle – wir exportieren etwa 30 Millionen Tonnen im Werte von mehr als 2 Milliarden DM jährlich – bedeutet das einen Verlust in der Größenordnung von weit über 100 Millionen DM, weil wir in den Ländern, in die wir exportieren (zum Beispiel Italien), in scharfem Wettbewerb mit der billigen amerikanischen Kohle stehen, die nun noch einmal infolge unserer Aufwertung um 5 v. H. billiger geworden ist. Das ist die Schwierigkeit, in der sich die deutsche Industrie ganz allgemein befindet: sie kann den Gewinn, den eine wertvollere Deutsche Mark an sich bedeutet, nur selten einlösen, wenn sie nicht dafür weniger verkaufen und dadurch teilweise beschäftigungslos werden will. Um ihre ausländischen Abnehmer zu behalten, geschieht das auf den ersten Blick Widersinnige, daß die deutsche Industrie, deren Produkte (vom Ausland aus betrachtet) mehr wert geworden sind, selbst nun oft weniger verdient und weniger verkauft.

Als die Bundesregierung am 4. März die Wechselkursänderung der Deutschen Mark um etwa 5 v. H. gegenüber den anderen Währungen beschloß, war diese Nachricht zwar durchaus sensationell, aber sie kam doch nicht so unerwartet, wie man auf Grund der überraschten, bald überschwänglich begeisterten, bald entrüsteten Kommentare fast glauben könnte. Eine solche Wechselkursänderung lag eigentlich schon seit langem in der Luft, und es sprachen gewichtige Gründe für wie gegen diesen Schritt, der wichtigste innerwirtschaftliche Grund dafür: die versprochene Erhaltung der Preisstabilität im Innern; der wichtigste dagegen: abermals ist die Währungsstabilität angetastet, und es sinkt das Vertrauen (auch zu der Zusage der verantwortlichen Stellen).

Ob das Experiment gelingt, ob die Inflation im Inland etwa durch Verwendung billigerer ausländischer Rohstoffe nun zum Stehen gebracht werden kann oder ob nicht vielmehr die Nachteile überwiegen – weil nun möglicherweise unsere Industrie weniger exportieren kann –, darüber läßt sich heute noch nichts Endgültiges sagen. Aber sicher ist, daß für den Bergbau wie für den Schiffbau etwa die ohnehin schon stark bedrohte Wettbewerbsfähigkeit durch geringere Exportmöglichkeiten stark beeinträchtigt wird. Die beiden Fälle, in denen Länder ihre Währungen aufwerteten – Schweden und Kanada 1946 – sind nur schlechte Grundlagen für eine Voraussage dessen, was kommen kann. Der kanadische Dollar blieb nach der Aufwertung eines der härtesten Zahlungsmittel, in Schweden dagegen konnten die Preise nicht zum Stillstand gebracht werden, während die durch die Aufwertung der Schwedenkronen bedingten geringeren Devisenzuflüsse die bedrängte Außenhandelsbilanz nicht mehr ausgleichen. Wir wollen hoffen, daß die Entwicklung bei uns dem kanadischen und nicht dem schwedischen Beispiel folgen wird; denn der Devisenzustrom hält noch an, und die Verkaufsabschlüsse auf der Frankfurter und Leipziger Messe zeigen die erwartete spürbare Beeinträchtigung noch nicht.

Was Helle

und Stur

von der

Aufwertung

halten



Helle: Jetzt in den Urlaub wäre eine feine Sache, was?

Stur: Du meinst wohl, weil mal eine Woche lang die Sonne scheint. Das ist kein Grund, und man hätte sich eher entschließen müssen. Jetzt werden wir unsere Gutwetteration fürs ganze Jahr wohl schon aufgebraucht haben.

Helle: Im Gegenteil.

Stur: Wieso? Hat vielleicht wieder so'n oller Bauernkalender ...?

Helle: Du verstehst mich nicht, ich rede von der Aufwertung.

Stur: Von der Aufwertung, was hat denn die mit dem Wetter zu tun?

Helle: Mit dem Wetter nicht, aber mit dem Urlaub.

Stur: Wie meinst du das?

Helle: Na, Mensch, wir kriegen doch mehr für unser Geld in Italien oder sonstwo.

Stur: Kommt das von der Aufwertung?

Helle: Ja, natürlich.

Stur: Und wenn ich nun *nicht* ins Ausland fahre – dieses Jahr wird's bei mir sowieso kaum dafür reichen –, kriege ich dann auch mehr Geld?

Helle: Nein, natürlich nicht.

Stur: Und wenn ich mir ein Paar Schuhe kaufe oder einen 150-Liter-Kühlschrank?

Helle: Ja, ich weiß nicht recht.

Stur: Helle, ich kriege Mittwoch meinen Lohn: da ist dann mehr in der Tüte, ohne daß ich mir mehr dafür kaufen kann?

Helle: Ach wo. Das heißt, in einem gewissen Sinne schon. Sieh mal, du bekommst natürlich nicht mehr Geld in deine Lohn-tüte.

Stur: Ja, wieso aber dann Aufwertung?

Helle: Laß mich doch mal ausreden: nicht mehr Mark, aber mehr Dollar, mehr Lire, mehr Gold, wenn du willst, sind dann praktisch in der Tüte drin.

Stur: Ach so, aber das merke ich nur, wenn ich mein Geld, meine Märker auch tatsächlich in Dollar oder Lire oder so umwechsle. Und das wieder hat nur einen Sinn, wenn ich sie auch tatsächlich im Ausland ausbebe, das heißt praktisch, wenn ich meinen Urlaub draußen verbringe?

Helle: Ja, was du draußen früher für 10 DM gekriegt hast, dafür brauchst du jetzt ungefähr 9,50 DM. Ein Dollar war früher gleich 4,20 DM, jetzt kostet er nur noch 4,00 DM. 1000 Lire kosteten dich früher 6,70 DM, jetzt nur noch 6,40 DM.

Stur: Und das ist alles?

Helle: Das ist doch etwas.

Stur: Nun, ich gucke da immer noch nicht durch. Sieh mal, Helle, wenn ich im Ausland mehr Geld für meine Märker kriegen soll, dann doch jeder andere Westdeutsche genauso! Du bist zwar ein schlauer Bursche und hast mir auch das mit dem billigeren Urlaub im Ausland

zuerst gesteckt! Aber das genügt doch noch nicht. Sehen wir uns das doch mal an. Du bist helle, und ich bin stur. Ich will es jetzt genau wissen. Sagen wir so: Da stelle ma uns jans doof.

Helle: Bitte, nach Ihnen.

Stur: Also, wie können die überhaupt so einfach mir nichts, dir nichts verkünden: Die Mark, die ist jetzt mehr wert.

Helle: Nun, das geht natürlich nicht von heute auf morgen. Zunächst haben die uns nach dem letzten Krieg einfach zu niedrig eingeschätzt. Sie haben draußen unserer Mark nicht zugetraut, daß sie soviel wert war. Das merkten sie erst, als unsere Ausfuhrerträge immer größer wurden und manche unserer Abnehmer im Ausland nicht mehr bezahlen konnten, was sie von uns bezogen. Du mußt dir bloß mal vorstellen: Wir haben in den letzten Jahren 32 Milliarden DM mehr eingenommen als wir ausgegeben haben. Das liegt jetzt alles an Devisen bei der Bundesbank in Frankfurt.

Stur: Du denkst mir da ein bißchen zu schnell. Denk doch mal einen Augenblick nicht nur an den billigeren Urlaub. Wenn da in Frankfurt soviel ausländisches Geld liegt und wenn das ausländische Geld gegenüber unserem um 5 v.H. an Wert verloren hat, dann haben wir statt 32 Milliarden Devisen jetzt nur noch etwa 30,5, das heißt, fast 1,5 Milliarden sind hops.

Helle: Ja. Tatsächlich, das hat die Bundesbank neulich auch gesagt.

Stur: Ja, und wenn die ausländischen Erzeugnisse für uns billiger werden, dann müssen eben die Ausländer für unsere Exporte mehr Geld ausgeben. Das kann man sich doch auch an fünf Fingern abzählen.

Helle: Ja, der Volkswagen ist jetzt in Schweden um etwa 250 Kronen im Preis heraufgesetzt worden. Ähnlich Opel und Mercedes. Französische und italienische Wagen sind dafür in Deutschland billiger geworden. Für einen Peugeot bezahlt man jetzt bei uns je nach Wagentyp 280 bis 335 DM weniger.

Stur: Darüber bist du wohl sehr begeistert?

Helle: Eigentlich schon.

Stur: Merkst du denn da nichts?

Helle: Nee.

Stur: Dann bist du jetzt stur. Die ausländischen Produkte bleiben für die Ausländer gleich teuer, nur unsere Preise werden aufgeschlagen.

Helle: Na und?

Stur: Hast du schon mal etwas von Konkurrenz gehört, von dem Kampf um die internationalen Märkte?

Helle: Laß mich mal nachdenken. Natürlich, du bringst einen ganz durcheinander.

Stur: Also, da ist es doch klar, daß wir uns im Export jetzt mehr abrackern müssen als bisher, wenn wir uns gegen die billiger produzierende Auslandsindustrie durchsetzen wollen.

Helle: Ja, und du meinst ...?

Stur: Ich meine! Ja! – der Bergbau zum Beispiel oder Stahl und Eisen – Erzeugung und Verarbeitung – Maschinen und so – du bist doch selbst in so einem Betrieb beschäftigt. Wir alle werden jetzt vielleicht weniger Auslandsaufträge zu bearbeiten haben, und das bedeutet doch weniger ... – ja, man weiß es noch nicht – aber vielleicht bedeutet es weniger Beschäftigte oder sogar weniger Geld für jeden von uns. Wir exportieren doch im Jahr beispielsweise etwa 30 Millionen Tonnen Kohle. Wenn der Preis, den sie uns im Ausland dafür bezahlen, gleichbleiben soll, was wahrscheinlich doch notwendig ist, damit unsere Kunden uns nicht davonlaufen, dann sind das eben auch 5 v. H. weniger Exporterlös. 5 v. H. dieser Größenordnung bedeutet aber dann nicht mehr ein paar Märker oder Pfennige, sondern etwa 100 Millionen DM, die wir für unsere Exportkohle weniger einnehmen werden.

Helle: Du bist ja helle.

Stur: Sicher ist, daß unsere Waren für die draußen jetzt teurer werden. Sicher ist aber noch nicht, ob die billigeren Rohstoffe usw., die wir jetzt von den Ausländern kaufen können, innerhalb Deutschlands auch einen Preisabschlag oder auch nur einen Preisstop bringen werden.

Helle: Wieso? Die ausländischen Rohstoffe, die wir bei unserer Fertigung verwenden, sind doch nun billiger.

Stur: Das geht doch nicht automatisch. Und wenn, dann müssen wir ja auch jetzt billiger exportieren, wenn wir konkurrenzfähig bleiben wollen. Das hebt sich doch in vielen Betrieben ganz einfach auf.

Helle: Dann bleibt uns also gar nichts, meinst du?

Stur: Wenn die Preise nicht fallen, so wäre es schon ganz nett, wenn sie wenigstens nicht allzusehr steigen würden. Also nicht mehr 3 v. H. Kaufkraftverlust der DM pro Jahr wie bisher.

Helle: Natürlich, das wäre doch etwas.

Stur: Vorsichtig, so was kann man nie genau voraussagen.

Helle: Ist denn das das erste Mal, daß so etwas gemacht wird? Ich meine, man müßte doch aus früheren Aufwertungen vielleicht ein paar Schlüsse ziehen können.

Stur: Helle, mein lieber Helle, es gibt tatsächlich Beispiele, aus denen man vielleicht lernen kann. Schweden und Kanada haben ihre Schwedenkrone und ihren kanadischen Dollar nach dem Krieg aufgewertet, Kanada sogar um 10 v. H.

Helle: Und?

Stur: Ja also, in Schweden, da hat es nichts genützt. Die Inflation hat nicht aufgehört; aber in Kanada war es, glaube ich, doch ein Erfolg.

Helle: Also kann man nichts sagen, es steht 1 zu 1.

Stur: Warten wir ab.

RUHRFESTSPIELE

1961

Ein Gespräch mit Otto Burrmeister,
dem Leiter der Ruhrfestspiele

WERK UND WIR: Als 1947, in einer Zeit äußerer und innerer Not, in Recklinghausen die Ruhrfestspiele geboren wurden, gab es Stimmen genug, die ihnen keine lange Lebensdauer prophezeiten. Die Zweifler irrten sich – aber weshalb?

BURRMEISTER: Der wesentliche Zweifel war der: die Arbeiter, die ihr ruft, kommen nicht! Sie sind aber doch gekommen! Es sind sehr viel mehr gekommen als erwartet wurden. Das Problem der Ruhrfestspiele hieß niemals: wir haben zuviel Karten, sondern: wir haben zuwenig.

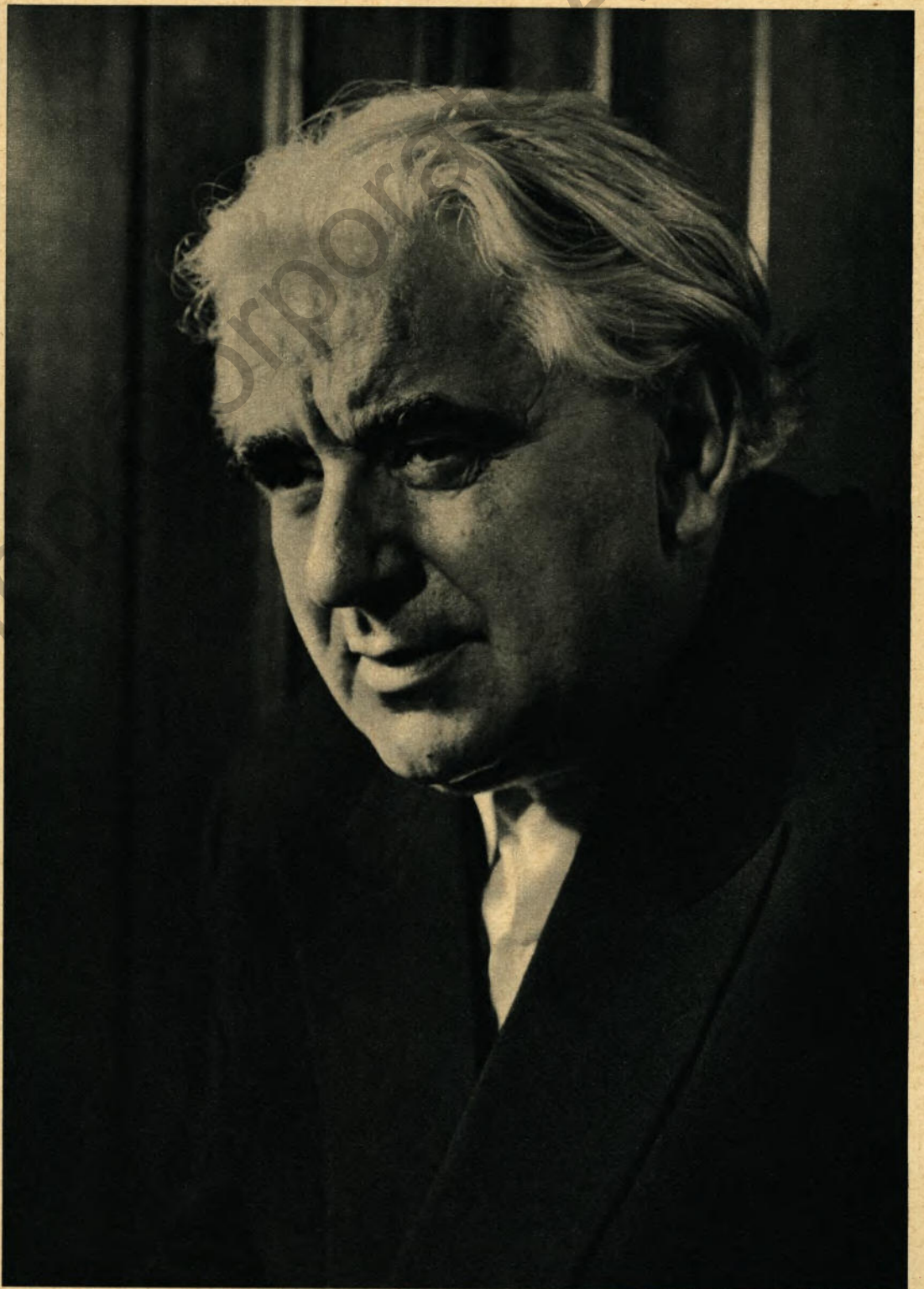
WERK UND WIR: Worauf führen Sie das große Interesse zurück?

BURRMEISTER: Ich habe die Antwort auf diese Frage immer in einem Wort zusammengefaßt, das von Gerhart Hauptmann stammt. In diesem Wort heißt es ganz schlicht und einfach, daß in jedem Menschen die Sehnsucht wohnt. Wonach Sehnsucht? Zum Schönen, zum Guten, zum Großen, zum Licht oder, um mit Goethe zu reden, „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkel ins Helle strebt!“

WERK UND WIR: Diese allgemein menschliche Sehnsucht kann aber in jedem Festspiel ihr Ziel finden. Doch was unterscheidet die „Kultur-tage der Arbeit“, wie die Ruhrfestspiele vom veranstaltenden Deutschen Gewerkschaftsbund genannt werden, von allen anderen Veranstaltungen?

BURRMEISTER: Die Ruhrfestspiele sind mit anderen Festspielen nicht vergleichbar, weil sie sich zur Aufgabe gemacht haben, ein soziales Kulturwerk zu sein. Sie wollen mithelfen, die entscheidende kulturpolitische Aufgabe unseres Zeitalters zu lösen. Sie wollen mithelfen, die neu-aufsteigenden sozialen Schichten miterlebend und mitverantwortend an unsere Kultur zu binden.

WERK UND WIR: Wenn wir Sie recht verstehen, versuchen die Ruhrfestspiele an dem geistigen Fundament mitzubauen, das wir für unser unter dem Zeichen der materiellen Produktion stehendes Leben brauchen. Dieser geistig-sittliche Unterbau scheint uns besonders notwendig, wenn nicht nur die wirtschaftliche,



sondern auch die geistige Mitbestimmung verwirklicht werden soll.

BURRMEISTER: In der Tat haben die Recklinghauser Ruhrfestspiele mitgewirkt, für unsere durch die Technik bestimmte Gesellschaft geistige und sittliche Grundlagen zu schaffen und insofern auch mitgeholfen, die kulturelle Mitbestimmung des arbeitenden Menschen einzuleiten. Darum steht auch nicht von ungefähr das Europäische Gespräch im Mittelpunkt der Ruhrfestspiele.

WERK UND WIR: Man könnte also zusammenfassen, daß es bei den Ruhrfestspielen nicht nur um die Teilnahme an einigen Theateraufführungen, sondern vor allem darum geht, daß der Ruhrkumpel und der Hüttenmann an den großen Fragen unserer Zeit teilnehmen.

BURRMEISTER: Richtig.

WERK UND WIR: Können Sie uns sagen, wie viele Menschen in den vergangenen 15 Jahren die Ruhrfestspiele besucht haben, und wissen Sie, wieviel Arbeiter unter ihnen waren?

BURRMEISTER: Wir haben bisher insgesamt fast 900 000 Besucher gezählt. Der Anteil der Arbeiter betrug im vergangenen Jahr 85 v. H.

WERK UND WIR: Diejenigen Kritiker, die die Ruhrfestspiele ein „gesellschaftliches Ereignis“ nennen, mit dem die Arbeiterschaft nur wenig zu tun habe, hätten also unrecht?

BURRMEISTER: Sie haben in hohem Maße unrecht! Die Ruhrfestspiele sind kein gesellschaftliches Ereignis, wenn man darunter Abendanzug und Dekolleté versteht, wohl aber ein gesellschaftliches Ereignis im Sinne unserer gesellschafts- und kulturpolitischen Zielsetzung. Man darf getrost feststellen: Die Arbeiterschaft des Rhein-Ruhr-Gebietes hat sich zu den Ruhrfestspielen bekannt und deren Idee zu ihrer eigenen gemacht.

WERK UND WIR: Wird dieser Anteilnahme aber nicht Abbruch getan, wenn – wie in den letzten Jahren – die Ruhrfestspiel-Ensembles in Recklinghausen bleiben und nicht, wie zuvor üblich, in die einzelnen Städte des Ruhrgebietes ziehen?

BURRMEISTER: Die Leitung der Ruhrfestspiele hat selbst zutiefst bedauert, daß die sogenannte Stagione, die Rundreise der Ruhrfestspiele, aufgegeben werden mußte. Dies hatte seinen Grund aber nicht in mangelndem Willen der Ruhrfestspiele, sondern in mannigfachen, vor allem finanziellen Hemmnissen, die sich der Verwirklichung entgegenstellten.

WERK UND WIR: Dürfen wir dennoch hoffen, daß in Zukunft wieder Gastspiele veranstaltet werden?

BURRMEISTER: In diesem Jahre ist eine Rundreise nicht möglich, weil sich die Übertragung der umfangreichen „Wallenstein-Trilogie“ auf andere Bühnen verbietet. Hoffen Sie also – wie wir – aufs nächste Jahr.

WERK UND WIR: Auch die mangelnde Kartenzahl ist ein wunder Punkt, den wir bei dieser Gelegenheit berühren möchten. Im letzten Jahr hörten wir beispielsweise auf manche Bestellungen als Antwort immer wieder das Wort: „Ausverkauft!“

BURRMEISTER: Der Raummangel ist wirklich ein wunder Punkt, auf den Sie mit Recht Ihren Finger legen. Im vergangenen Jahr war mit dem Tage der Eröffnung des Kartenverkaufs die Mehrzahl der Karten verkauft. Wir hoffen, daß es auch in diesem Jahre so sein wird, wenn es auch auf der anderen Seite tief bedauerlich ist. Aber dieser Mangel ist nur durch das neue Haus zu beheben, in dem wir die doppelte Anzahl Besucher aufnehmen können.

WERK UND WIR: Sind nun alle Voraussetzungen geschaffen, um mit dem Bau zu beginnen?

BURRMEISTER: Nach jahrelangem Bemühen, nach sorgfältiger Planung und nach Überwindung vieler Schwierigkeiten kann mit Beginn der diesjährigen Festspiele der Bau seinen Anfang nehmen. Die Tatsache, daß der Bund, das Land Nordrhein-Westfalen, die Stadt Recklinghausen, der Deutsche Gewerkschaftsbund, Teile der Wirtschaft und nicht zuletzt viele freie Spender das nötige Geld zusammenbrachten, kann man

stein auf die Szene bringen und uns bemühen, durch die bestmögliche Gestaltung Verständnis für dieses bedeutende politische Drama der Deutschen zu wecken.

Die Besetzung ist ausgezeichnet: Bernhard Minetti als Wallenstein, Mathias Wieman als sein großer Gegenspieler Octavio Piccolomini, in weiteren Männerrollen Ullrich Haupt, Martin Benrath, Vasa Hochmann, Carl Kuhlmann, Ernst Ronnecker, Walter Grüters, Sigfrid Steiner und Hans Caninenberg. Dazu die Damen Lola Müthel, Ingeburg Egholm und Renate Schroeter. Wir hoffen, daß es dem verantwortlichen Regisseur Koch gelingen wird, eine bedeutende Aufführung zuwege zu bringen.

Neben diesem Festspiel wird eine Reihe deutschsprachiger Bühnen mitwirken. Kommen wird das Deutsche Schauspielhaus Hamburg mit der Erfolgsinszenierung „Von Bergamo bis morgen früh“. Regie: Gustaf Gründgens. Wir werden ferner sehen „Thomas Becket oder Die Ehre Gottes“, in der Regie von Roland Piétri, der auch die Uraufführung des „Becket“ in Paris inszeniert hat; zu Besuch kommen wird das Schiller- und Schloßparktheater Berlin mit dem „Raskolnikoff“,



wohl als ein ausgezeichnetes Beispiel demokratischer Bewährung bezeichnen. Bekanntlich hat die Belegschaft der Hoesch Werke mit 50 000 DM geholfen, die Spendenaktion in Gang zu bringen. Bauen werden wir das Haus nach einem Wort des Altbundespräsidenten Professor Theodor Heuss: „Als Heim für die Musen, als Ort menschlicher Begegnung und als Burg freizeitlichen Denkens.“ In Recklinghausen entsteht also nicht nur ein Theater, sondern eine Stätte nationaler und internationaler Leistung und Begegnung, wo sich alle Menschen treffen können, die guten Willens sind, unserer Demokratie eine gesicherte Grundlage zu schaffen.

WERK UND WIR: Doch nun zum diesjährigen Programm! Wo liegt der Schwerpunkt der 15. Ruhrfestspiele? Können Sie uns schon das Thema des Europäischen Gesprächs nennen? Und gibt es wieder eine Kunstausstellung?

BURRMEISTER: Im Mittelpunkt des Theaterprogramms der diesjährigen Ruhrfestspiele steht die Aufführung von Schillers Wallenstein. Wir werden in Recklinghausen den ganzen Wallen-

Oscar Fritz Schuh inszeniert „Die Geschichte vom Soldaten“ (Strawinskij) und „Woyzeck“ von Georg Büchner; und schließlich wird es noch Goethes „Groß-Kophta“ geben, Regie: Günter Skopnik. Die Kunstausstellung dieses Jahres heißt „Polarität“. Das Thema des Europäischen Gesprächs lautet „Sachverstand und Politik in der Demokratie“. Die Leitung wird Professor Eugen Kogon übernehmen. Auch für die „Kulturtage der Gewerkschaftsjugend“ liegt ein umfangreiches Programm vor. Neben Kabarett und Sport wird es Laienspiel, Fernsehen, Film, Volkstanz und Jazz geben.

WERK UND WIR: Abschließend und mit herzlichem Dank für dieses Gespräch dürfen wir also feststellen, daß uns auch zum fünfzehnten Male wieder Gelegenheit geboten wird, „die Kunst an uns und unserer Zeit auszuprobieren – und uns und unsere Zeit an der Kunst“, wie es Altbundespräsident Heuss einmal gesagt hat. Schließen auch wir mit den Worten, mit denen Professor Heuss damals fortfuhr: „Was und wer diese doppelte, die gegenseitige Probe besteht, ist gut. Alles andere sollte sich ändern!“



Das Bild des Monats

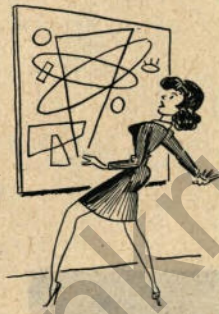
In der Gießhalle des 1956 in Betrieb genommenen Siemens-Martin-Stahlwerks III entstand dieses Bild. Im Hintergrund schwebt die mächtige Gießpfanne, vorn sind die Kokillen sichtbar, in die die Stahlschmelze fließt.

Nein, es ist mir zu gefährlich,
was so rings um uns passiert.
Alle Tage werden Leute
erwürgt, erdrosselt, massakriert,
gekidnap und ins Ohr gebissen,
hölleamaschinell bedroht,
auch von Ratten angefressen. —
Kerl, was ist die Welt verroht!
Ist „er“ „ihrer“ überdrüssig,
wirft er sie zum Fenster 'raus,
„sie“ macht mit sechshundertfünf ihm
dafür schnöde den Garaus.
Doch die allerneuste Masche ist:
man mordet, wenn
man schnarcht.
Was das „Trieb-es“
angestellt hat,
wird vom Richter
nicht verargt!
Lauf' ich einem
vor sein Auto,
dann begeht der
gleich, verrucht,
nachdem er mich halbtot gefahren,
promilläre Fahrerflucht.
Hab ich selbst zu schwer geladen,
darf ich nicht malochen gehn.
Wieviel ich „hob“, das kann der Werkschutz
schon von weitem mir ansehen.
Mich und andere umzubringen,
nein, das wäre kein Gewinn.



Ach, wie schnell schluckt man sich pleite,
und die Schicht ist auch noch hin.
Zwar wird neuerdings ein Kater
als „Brechdurchfall“ deklariert,
doch gibt's kaum noch wen, dem „Montags-
symptomatik“ imponiert!
Gut, daß unsere Maler Bilder
noch nicht mit Likör gemalt
wie in Japan — die Methode
macht sich bisher nicht bezahlt:
Der Alkohol, der hat den Künstler
quer durchs Atelier gehaut,
weil er (als verschämter Säuer)
zuviel am Pinsel 'rumgekauft.
Hoffen wir,

daß er noch wußte,
was im Bild
er dargestellt.
Die Bedeutung
mancher Schöpfung
bleibt oft
unbekannt der Welt.
Als auf Reisen
Nadja Tiller,



zum Atelier
stieg sie hinan,
sich die Werke anzusehen
von einem hochberühmten Mann.
Auf Quadrate und auf Kreise
starrte lange sie gebannt.
„s ist Venedig“, sprach der Künstler
leis und küßte ihr die Hand.

Aber Nadja kontert' listig:
„Ich weiß kaum, wie mir geschah,
die Ellipsen, die Hyperbeln —
ich dachte, es wär' Genua!“
Ja, man kann sich schrecklich irren.
Dann sagt man: „Die Welt ist schlecht.“
Kumpels, eure Führerscheine,
die sind hoffentlich doch echt?!
Für Geld kann man heut' alles haben,
auch sogar, wenn man im Knast.
In England hat bei „festen Preisen“
ein Wärter Nachschlüssel verpaßt.
Unsern wackern Taubenzüchtern
ist zu raten: „Wandert aus.“
Chancen öffnen sich für Tauben
in New York. Macht Geld daraus.
Bei der Dichte des Verkehrs sind

Autoboten nicht gefragt,
seit man mit Erfolg Brieftauben-
„Eilpost“ über Dächer jagt.
Leider muß man eingestehen:
technisch sind wir sehr zurück.
In bezug auf Röntgen-Reihen-
Untersuchung ist's ein Glück.
Denn die neueste „Methode“,
in der Praxis jüngst erprobt,
die wird weder von Patienten
noch von der Polizei gelobt.
„Dr. Hartung“, dieser Lümmel,
machte das per Telefon.
Hausfraun waren seine Opfer,
ernteten noch Spott und Hohn,
nachdem sie auf seine Weisung
sich vollkommen ausgedreßt,
„Knie beugt!“ und dann den Hörer
sich ans nackte Herz gepreßt.
Herzlich wird durch Heimat-Döntjes
unsere Mannschaft amüsiert,
die in Rourkela seit Wochen
Breitbandstraßen „ausprobiert“.
Leben tun die „wie die Fürsten“:
Boy und Koch und Bungalow,
im Bazar mit Buntfilm knipsen
Maharanis — so 'ne Show!
Man sagt ja nicht umsonst zum Lehrling:
„Jung“, sieh zu, daß du was lernst.
Biste was, dann kannst du auch in
Länder reisen, die entferntst.“
Unsere Kinder wissen noch nicht
(Gott sei Dank), wie Hunger tut.
Doch wir kennen's, mit zwei Kriegen
hinter uns, nur allzugut.
Uns dreht sich das Herz im Leib' 'rum,
sehn verschimmelt wir das Brot
im Schulhof, in der Abfalltonne,
angesichts der Hungersnot,
die überall auf unserer Erde
zu Millionen Opfer heischt.
Ist denn unser Egoismus
hoffnungslos uns eingefleischt?
Von sieben Menschen auf der Erde
wird nur einer richtig satt.
In Stockholm im Jugendlager
mancher das begriffen hat,
der mit einem Glase Wasser
und zwei Kartoffeln sich begnügt,
das ist mehr, als jeder zweite
Mensch mittags zu essen kriegt! —
Entwicklungsländer zu erschließen,
ist oft von uns, wer auf der Reise;
heimgekehrt, erzählt er spannend
von anderer Völker Art und Weise.
So z. B. von dem Dutzend
Schwarzen, die gen Nord gereist
und von denen sich ein jeder
mittels Reisepaß ausweist.
„Und der Paß hier?“ Der Beamte
guckt sich fragend um vom Zoll,
weil Papiere nach der Prüfung
er zurückerstatten soll.
„Diese Paß nix wert“, sprach einer
traurig aus dem fernen Land,
„Kamerad auf diese Foto,
war nur Reiseproviant.“ —
Laßt uns froh sein, daß fast jeder
„seine“, jede „ihren“ hat.
Was nützt dem Wolfsburger sein Auto
(er kriegt's ja fast als Deputat),
wenn nach Feierabend keine
Eva sich zu ihm gesellt?
Adam fand schon, als er solo,
stinklangweilig diese Welt.
„Willst du freien, geh nach Wolfsburg!“
guter Rat für jede Frau.
Bei der Knappheit nimmt mit Maßen
und Gewicht man's nicht genau.
Vollschlank „geht“, wenn's auch verboten



Der Hüttenkieker

jetzt in Wien ward,
beim Ballett,
wo die leichtge-
schürzten Mädchen
von Schlagobers
viel zu fett.
Auch der kräftigste
der Tänzer
kriegt beim Schwung
sie nicht mehr hoch.
Seine Sehnsenscheidenbänder
werden steif, versucht er's doch.
Zwar „versagt“ der „menschlich“, der beim
Essen sich zuviel aufhäuft,
doch bei uns ist's nur gefährlich,
wenn man bei der Arbeit säuft.
Denn man richtet an Maschinen
und Geräten Unheil an,
schläft ein im vergasten Keller,
wird tot aufgefunden dann ...
Ich möcht' ja nicht in Spanien leben;
da stellen sie die Uhr jetzt vor,
weil man bei der Mittagshitze
durch „Siesta“ zuviel Zeit verlor.
Dafür doppelt jetzt managen
und putzmunter sein — doch wie?
Bei so eingefleischten Bräuchen
klingt's wie Donquichotterie.
Lieber fahr' ich mal nach München.
Da nimmt man kein Blatt vor 'n Mund:
„Du kannst mich ... Götz von Berlichingen“,
zu sagen, hat man
ja oft Grund.
Man wird nicht bestraft,
sagt man's zu einem
von der Polizei.
Der Präsident hat
selbst entschieden:
„Götz — ich finde
nichts dabei!“
Das wär's wieder
mal für heut'.
Nächstens mehr.
Adschuß, ihr Leut'.





Profil ist, so man solches hat,

dem Eigentümer stets von Nutzen.

Man trägt es zwanglos „pur“, anstatt

sich gravitätisch auszubutzen.

PRO

Venn wer wo stampft, statt schlicht zu gehn,
nd markig ragt, wo andre stehn,
nd spricht wie bald kein zweiter spricht
nd fürcht' sich vor dem Teufel nicht —
vonn er dann lacht mit lautem Schall
nd dröhnend grollt wie Donnerhall,
dann sagt man gern: „Der hat Profil!“
Und das ist viel.

Das Profillierte ist begehrt,

und alles ist darauf versessen;

es wird geliebt, umschwärmt, verehrt

und bleibt stets unvergessen!



Man döst dahin im Einerlei.
Da geht es unverhofft vorbei,
das volle Leben in blue-jeans.
Man sieht am Beispiel eines „Teen's“:
wohin des Kenners Auge blickt,
bleibt, was die Netzhaut stets entzückt,
der Menschheit kaum verhülltes Ziel
Profil-appeal.

FILE

Der kluge Mann baut immer vor.
Wer disponiert zur rechten Zeit,
hat, was er braucht, stets im Tresor;
nichts bringt ihn in Verlegenheit.
Und wer Profil auf Lager hält,
verbraucht und kauft im Wechselspiel,
erspart sich Arbeit, Zeit und Geld.
Der Mensch hat nie zuviel Profil!

Notierte Aktien:			
Accumulatoren ..	Haasch	10	281,5
Adip-Kleyer	Holzmann	16	920
AEG	Hüttenw. Ober	10	285
AG f. Verkehrsw	Strehl	8	590
Aschaffenburg	Thiem	16	805
BASF	W.	14	1145
BNW			1120
Jul. Berger			1150
Reit			110
			115

Ob kantig, winklig, flanschig, rund –
Profil veredelt jeden Stahl.
Betonstahl, Formstahl, Stabstahl und
die Sonderstähle allzumal
beweisen ohne Unterschied,
daß erst die Form das Gute schafft,
wie man es nebenstehend sieht:
„Figur“ gibt stets dem Stahl mehr Kraft.

Als Formstahl sind die „Schwerenöter“
aus U- und I-Profil benannt.
Ein Steg von 80 Millimeter
ist hier als Minimum markant.
Formstahlprofile tragen, stützen
den Stahlbau der modernen Zeit,
wie sie auch dem Waggonbau nützen,
denn Formstahl bürgt für Sicherheit.

Zum Formstahl zählt man auch global
 bekanntlich Grubenausbaustahl.
 In Norm- und Sonderformen leiht
 er seine Kraft der Sicherheit
 des Bergmanns, der die Kohle bricht
 — auch Stahl gäb's ohne Kohle nicht.
 So schließt sich hier ein schöner Kreis,
 der jeder, der dies liest, jetzt weiß.
 Für Schutz und Schirm in jeder Lage
 sorgt stets der Stahl — auch unter Tage.



Stabstähle sind, nach DIN genormt,
 in Stäben abgelängte Stahlprofile.
 Flach, kantig oder rund geformt,
 in ausgeprägtem Linienspiele
 von T-Flansch, I-Form, U-Kontur,
 im Winkelquerschnitt aller Breiten
 sind sie die stählerne Montur
 der Technik unserer Zeiten.

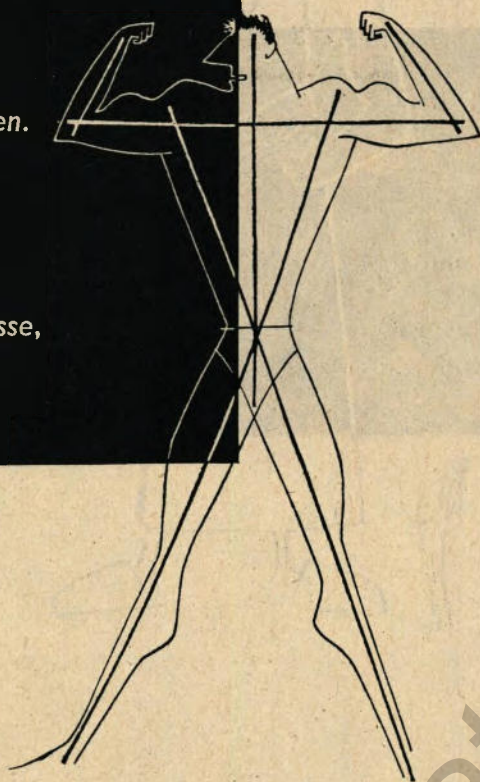


Für Gruben, Gräben und Kanäle
 in Sand und Kies und lockrem Grund
 verwendet man Kanaldiel-Stähle
 als Stützwand im Profilverbund.
 Man rammt sie ein, baut, betoniert
 in ihrem Schutz das Bauwerk aus,
 und ist das Ganze dann fundiert,
 zieht man sie mühelos heraus.
 Der Tiefbaufachmann lobt sie ehrlich —
 Kanaldielen sind ihm unentbehrlich.

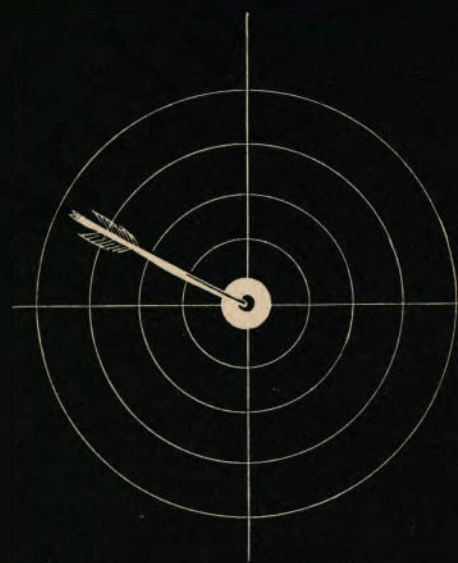
Die Stahlspundbohle ist — als Damm
 und Stütze gegen Flut und Sand
 in „labyrinth“-gefugter Wand —
 Spezial-Formstahl im Walzprogramm.
 Wer ihrem starken Schloß vertraut,
 der hat in pulvertrockner Hut
 noch nie so ungestört und gut
 in Wasser und auf Sand gebaut.



Wo der Beton als Material
im Hoch- und Tiefbau wird verwandt,
besitzt er ein Skelett aus Stahl,
Betonstahl kurzerhand benannt.
Die „Monier“-Sorte wird dabei
als glattes Rundprofil gefahren;
die spannungsfest're Sorte zwei
hilft Stahlquerschnitt und Kosten sparen.
Der Rippentorstahl, gleichfalls rund,
jedoch mit rippiger Fassung,
erstrebt den innigsten Verbund
des Materials im Stahlbeton.
Der ist kein Tor, der ihn bestellt;
er spart nicht nur am Querschnitt Masse,
denn auch das Hakenende fällt
hier fort — das spürt die Kasse.



Als Basis für die Drahtziehwerke
dient warm verformter Hoesch-Walzdraht
von fünf bis dreizehn Millimeter Stärke
in heiß erstelltem Ringformat.
Das Angebot an Warmwalzdrähten
— in vielen Sorten lieferbar —
umfaßt auch Sonderqualitäten
des Automatenstahls, und zwar
Mn- und bleilegierte Güten.
Um auch auf schnellen Automaten
jedwede Störung zu verhüten,
ist ihr Gebrauch stets anzuraten.

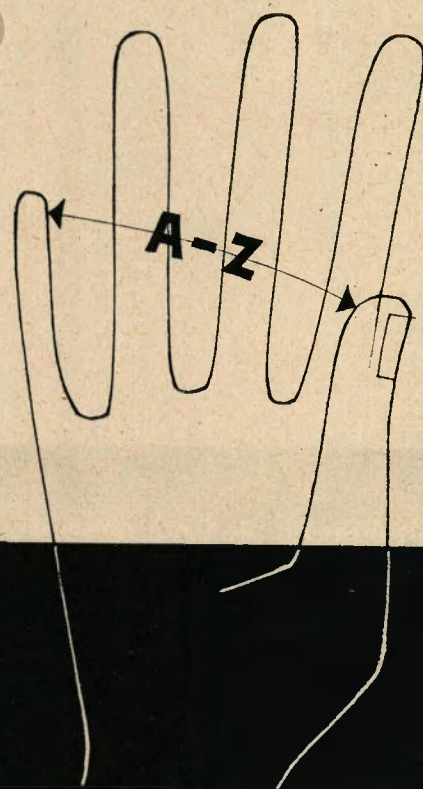
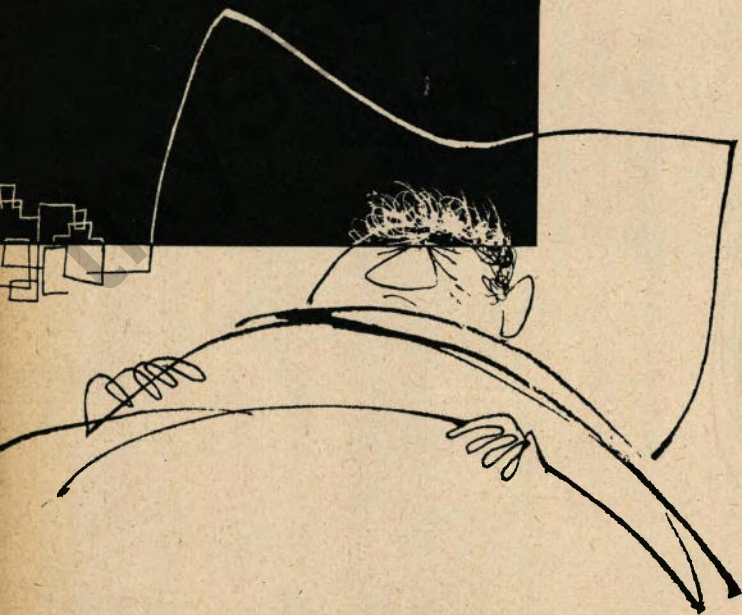


Wo immer neue Konstruktionen
den Stahl in Sonderquerschnitt zwingen
und leistungsstarke Produktionen
auf Sonderqualitäten dringen,
erreichen die „Spezialprofile“
— teilweise auch in Edelstahl —
die formgemäß gestellten Ziele
bei Kleinstaufwand an Material.
Verlangt der Kunde Material
für Ketten, Schrauben oder Nieten
wie Stahl in ganz speziellen Güten
zum Ziehen und als Federstahl,
für Rippenplatten, Schienen, Schwellen
selbst wenn die Wünsche weitergehen
auf Automatenstahl zum Drehen
von Naben, Achsen, Pleueln, Wellen:
Hoesch walzt für alle diese Ziele
stets Sondergüten und -profile.

Weil der Profilbedarf stets steigt,
folgt Hoesch mit Umsicht diesem Trend,
wie auch ein Mammut-Walzwerk zeigt,
das man „Feineisenstraße“ nennt.
In großen Losen wird hier das Profil
gewalzt, wie es die Wirtschaft fordert.
Man stillt mit diesem Walzwerkstil
den Großbedarf, wie er geordert.

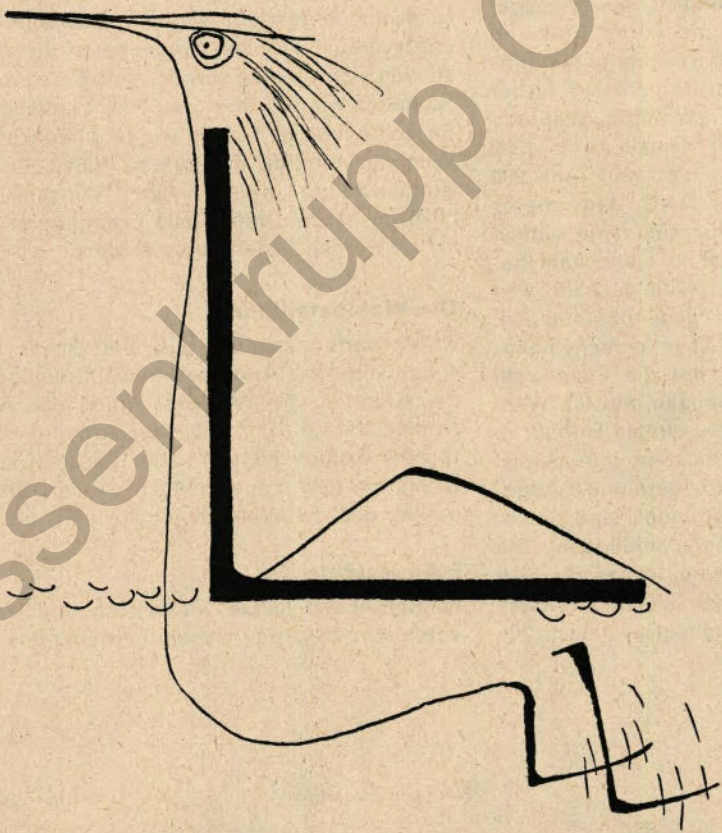


Und wenn die Konjunktur mal krankt,
dann nach Bedarf und Angebot
Abrufmenge stärker schwankt
und Engpaß oder Schwemme droht,
dann renkt die Auftragsplanung ein,
so sich im Marktfluß angespannt.
Der Kunde mag nur ruhig sein:
Hoesch ist als Lieferant konstant.

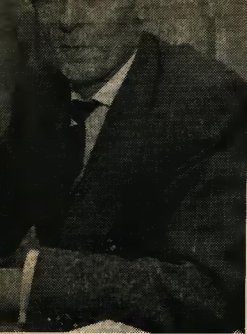


Hochwertiges Profil basiert
stets auf der Qualität des Stahls,
den man bei Hoesch selbst produziert.
Der Güte dieses Materials
dient in den Fertigungsstationen
— Hochofen, Stahlwerk, Walzanlagen —
ein Netz von Güte-Revisionen,
die jedem Anspruch Rechnung tragen.
So sichert man mit jedem Schritte
voll Umsicht und von langer Hand
bei Hoesch AG, Westfalenhütte,
die Qualität auf höchstem Stand.

Der Fortschritt in der Technik zwingt
zu rationeller Wahl des Stahls,
den jeweils man zum Einsatz bringt.
Die „Richtigkeit“ des Materials
ergründet ohne Aufenthalt
für jeden Zweck, für jedes Gut
die Hoesch AG, Versuchsanstalt,
ein eignes Forschungsinstitut.
Und bringt ein ernstes Fachproblem
die Kundschaft in Verlegenheiten,
löst der Beratungsdienst zudem
die Nöte und die Schwierigkeiten.



Profil ist, wenn man es bestellt,
nicht immer auch sogleich zur Stelle.
Drum tut nur gut, wer Vorrat hält
und sucht sich eine sich're Quelle.
Als kundentreuer Lieferant
wird hierzuland seit eh und je
ein Stahlwerk lobend stets genannt
Westfalenhütte, Hoesch AG.
Die Hütte hat auch einen Namen
als Produzent von Draht und Blech,
doch davon wollen wir im Rahmen
einer späteren Arbeit sprechen.



Albert Pfeiffer



Bernhard Bröckelmann



Walter Jendhoff



Wilhelm Dombowski



Karl-Heinz Vernholz

der ersten Betriebsratswahl im Jahre 1955, fälschlicherweise als „Kommunistenwahl“ bezeichnet wurde — damals wurden im Für und der politische Aspekte hochgespielt, die bei Wählern keinerlei Bedeutung gehabt hatten, rigens wurde wenige Monate später in einer zweiten Betriebsratswahl 1955 das „kommunistische Ergebnis“ bedeutsam berichtet —, seit der Wahl also wird jede Betriebsratswahl in unserer Hütte von der Öffentlichkeit mit großem Interesse beobachtet. Das bewiesen wieder einmal die vielen Anrufe und Anfragen von Vereinen, Korrespondenzen, Organisationen, die uns an und nach den Wahltagen ansprachen: „Was ist bei Ihnen los?“

hts war „los“! Natürlich gibt es in unserer Hütte die unterschiedlichsten Auffassungen: der eine ist für oder gegen Adenauer, der andere ist für oder gegen Brandt, dem einen scheinen die Gewerkschaften nicht „scharf“ genug, den anderen sind sie zu intolerant, der eine ärgert sich mit dem System der Sowjetzone, der andere würde gern eine „christliche Liste“ aufstellen. Es ist bei uns so wie überall: jeder hat seine Meinung. Er darf sie bei uns im Westen und vor allem in unserer Hütte — frei äußern. Jeder hat auch seine Wünsche, die durchaus nicht ohne Egoismus zu sein brauchen. Denn die Tätigkeit als Betriebsratsmitglied ist nicht aktiv. Das soll gar nicht verhehlt werden. Sie beinhaltet viele Rechte und Möglichkeiten. Sie ist auch viele Pflichten. Aber die sieht der Mann, der vor dem Betriebsratsstuhl steht, nicht. Die verspürt er erst, wenn er auf dem Stuhl sitzt. Und das möchte mancher. Das sagt natürlich nicht. Wer will es ihm verdenken!

den Arbeitern

nden viele Wünsche, offen und versteckt, der Betriebsratswahl. Sie hätten sich in der Stellung und Einreichung von Listen niederlegen können. Es gab ein einigendes Band: die Industriegewerkschaft Metall, in der unsere Hütte hundertprozentig organisiert ist. Aber die Mitgliedschaft in dieser Organisation ist nicht und darf ja keine Uniformierung der persönlichen Haltung und Einstellung mit sich bringen. Und da ist es ein Beweis der Klugheit und Vernunft, daß es in den Besprechungen „Gruppenführer“ — der Sozialdemokraten, „Neutralen“, der „Christen“ — gelang, sich

auf eine einzige und einheitliche Liste zu einigen: Listenführer wurde der bisherige Betriebsratsvorsitzende Albert Pfeiffer. Hinter ihm platziert wurden die bisherigen Betriebsratsmitglieder in einer Reihenfolge, die sich aus den bei der letzten Wahl erhaltenen Stimmen ergab. Für inzwischen ausgeschiedene Betriebsratsmitglieder wurden „Ersatzleute“ eingebaut. So also war es für die ersten zwanzig Kandidaten, denn zwanzig Arbeitervertreter hatte der alte Betriebsrat umfaßt und sollte der neue umfassen. Für die Reihenfolge der Kandidaten 21 bis 40 galt: Kandidat 21 ist der im Betrieb gewählte Ersatzmann des Kandidaten 1 — und so fort. Das ist ein gutes System, weil es zweckmäßig ist und die anhaltende Betreuung der einzelnen Betriebe sichert. Gewählt wurde in der Persönlichkeitswahl: jeder Stimmberechtigte konnte auf dem Stimmzettel unter 40 Kandidaten 20 ihm als „beste“ erscheinende Kandidaten heraussuchen und ankreuzen. Nochmals: Es war lobenswert und sauber, daß trotz verschiedener und bedingter Gegensätze eine Einheitsliste aufgestellt wurde.

Bei den Angestellten

gelang das nicht. Es wurde nicht einmal der Versuch dazu unternommen. Er war auch zwecklos, da feststand, daß die DAG eine eigene Liste aufstellen wollte und würde. Nun sind zwar auch die Angestellten annähernd hundertprozentig gewerkschaftlich organisiert. Aber sie sind es in zwei Gewerkschaften. Während die Industriegewerkschaft Metall rund 1800 Angestellte als Mitglieder hat, sind rund 200 Angestellte Mitglieder der DAG. Jede dieser beiden Gruppen stellte für sich eine eigene Liste auf. Hier also wurde in der Listenwahl gewählt. Das war nicht gut. Nicht deshalb, weil sich hier „zwei Fronten“ gegenüberstanden. Das wäre dramatisiert. Aber entscheidend: Den Angestellten war durch die Listenwahl jedwede Möglichkeit genommen, auf die Wahl und Auswahl der Arbeitervertreter Einfluß zu nehmen. Der Betriebsrat besteht nun einmal aus 25 Vertretern, aus 20 Arbeitern und 5 Angestellten. Und alle Entscheidungen sind demokratisch, sind Mehrheitsentscheidungen. Die Angestellten können also nur etwas für sich erreichen — und sie haben erklärlicherweise Sonderwünsche, andere Anliegen —, wenn die



Johannes Hoischen: Der

Arbeiter mitziehen. Deshalb sollte auch für die Angestellten die Möglichkeit der Persönlichkeitswahl angestrebt werden. Das allerdings setzt voraus, daß die Arbeiter und die Angestellten sich auf eine gemeinsame Liste einigen. So haben wir es früher wiederholt gehandhabt. So sollte man es künftig wieder einführen. Ein Weg dazu müßte mit gutem Willen — unter Hintansetzung persönlicher Wünsche, die allzu leicht als „prinzipielle Erwägungen“ plakatiert werden — gefunden werden.

Die Wahlbeteiligung

war erwartungsgemäß gut. Bei dieser Wahl waren sogar die Angestellten wahlfreudiger als die Arbeiter: die Wahlbeteiligung der Angestellten betrug 81,8%, die der Arbeiter 80,5%. In jeder Gruppe müssen 10 bis 12% an Kranken, Urlaubern usw. zugeschlagen werden. Daraus erhellt, daß die Wahlbeteiligung sehr gut war.

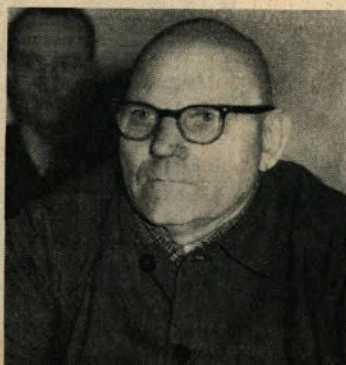
5 Angestellte

im Betriebsrat haben wir seit eh und je, das entspricht 20% des Gesamtbetriebsrates. Am

Hahnke



Hermann Stachel



Helmut Wolf



Hermann Hoffmann



Horst Roggenbach





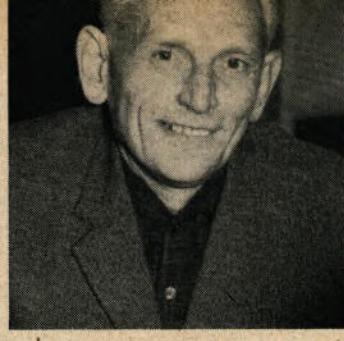
Hans Schaffrin



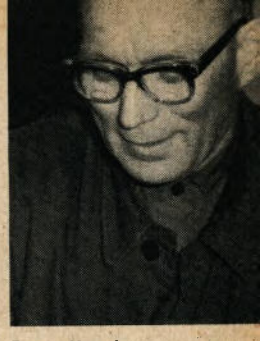
Johann Jendhoff



Erich Erlenhofer



Fritz Hess



Franz Kaesler

Links:

Alfred Simon
Eduard Lewandowski

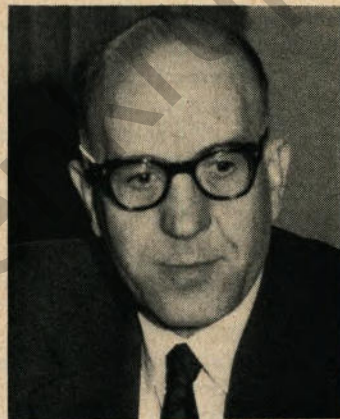


Hans Stache

neue Betriebsrat



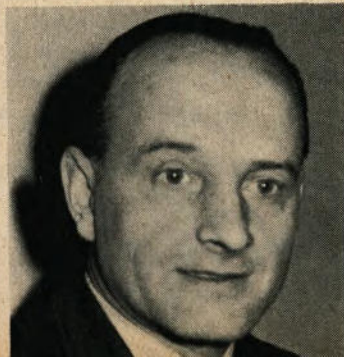
Franz Thiesbrummel



Heinrich Jeske



Willi Kelle



Herbert Büttig



Norbert Albersmeier



Ernst Reich



Helmut Latta

Stichtage — 28. Februar 1961 — betrug das Verhältnis der Angestellten an der Gesamtbelegschaft 14,6%. Dank des anerkennenswerten Entgegenkommens der Arbeiterschaft ist also die Angestelltenschaft im Betriebsrat recht gut vertreten. Das sollte klar gesagt werden und ist ein Grund mehr für meine persönliche Einstellung: Nun findet euch, Arbeiterschaft und Angestelltenschaft, endlich zur geschlossenen Mitarbeiterschaft zusammen, findet euch bei der nächsten Wahl zu einer einzigen und einheitlichen Liste, findet euch zur Persönlichkeitswahl!

Kein Wort gegen einen Einzelgänger in einem Gremium, beispielsweise in einem Betriebsrat. Er kann ein honoriger Mann sein. Er kann das Beste wollen. Aber kann er etwas können, wenn die Mehrheit der anderen nicht mitzieht? Die Angestellten sind auf die Arbeiter angewiesen. Das mag bedauert werden — es ist eine Realität. Also: Zusammenfinden!

Ein Weiteres spricht für die Persönlichkeitswahl auch bei den Angestellten: Die meisten der ungültigen Stimmen bei den Angestellten waren dadurch entstanden, daß auf den Listen der eine oder andere Name eines Kandidaten durchstrichen wurde. Es ist nun einmal so, daß, wähle ich in Listenwahl, ich jeden Kandidaten, den die Liste aufführt, in Kauf zu nehmen gezwungen bin. Das Bestimmende: „Der Mann ist gut, den wähle ich!“ entfällt. Ich muß ihn mitwählen, ob er mir paßt oder nicht. Die echte Auswahl ist unmöglich. Das sollte allen zu denken geben.

Das Wahlergebnis der Angestellten

Zahl der Wahlberechtigten: 2369. Abgegebene Stimmen: 1933 = 81,8%. Gültige Stimmen: 1892, ungültige Stimmen: 41.

Auf die Liste der IG Metall entfielen 1370 Stimmen — das sind 113 mehr als bei der letzten Betriebsratswahl — = 72,4%.

Auf die Liste der DAG entfielen 522 Stimmen — also 66 mehr als bei der letzten Betriebsratswahl — = 27,6%.

Demnach sind gewählt:

die Kandidaten der IG Metall: Chemotechniker Helmut Latta, kaufm. Angestellter Franz Thiesbrummel, kaufm. Angestellter Alfred Simon und stellv. Bürovorsteher Eduard Lewandowski,

der Kandidat der DAG: kaufm. Angestellter Heinrich Jeske.

Wir beglückwünschen die gewählten Betriebsräte — von ihnen gehörten Helmut Latta, Franz Thiesbrummel und Heinrich Jeske bereits früher dem Betriebsrat an — herzlich. Mögen sie trotz unterschiedlicher „Herkunft“ gut zusammenarbeiten und einen Weg zur Gemeinsamkeit finden.

20 Arbeiter

konnten aus 40 Kandidaten gewählt werden. Jeder Wähler konnte 20 von ihnen seine Stimme geben. Die 20 Kandidaten mit den meisten Stimmen galten für den neuen Betriebsrat gewählt. Nicht wieder zur Wahl gestellt haben sich die bisherigen Betriebsratsmitglieder Gerhard und Funke, der eine wegen Krankheit, der andere, weil er in das Angestelltenverhältnis übernommen werden soll. Außer ihnen wurden alle bisherigen Betriebsratsmitglieder wieder gewählt — mit Ausnahme von Albert Schachten, der diesmal nicht genügend Stimmen hielt.

Es wurden gewählt:

Wilhelm Dombowski	7407	Stimmen
Albert Pfeiffer	6710	„
Walter Jendhoff	4280	„
Bernhard Bröckelmann	4274	„
Karl-Heinz Vernholz	4257	„
Hans Schaffrin	3628	„
Johann Jendhoff	3397	„
Erich Erlenhofer	3362	„
Fritz Hess	3340	„
Franz Kaesler	3300	„
Emil Hahnke	3267	„
Hermann Stachel	3240	„
Helmut Wolf	3119	„
Hermann Hoffmann	2932	„
Horst Roggenbach	2813	„
Willi Kelle	2664	„
Herbert Büttig	2609	„
Norbert Albersmeier	2555	„
Ernst Reich	2549	„

Es wurden nicht gewählt:

Heinz Becker	2372	Stimmen
Paul Herrmann	2356	„
Werner Westermann	2296	„
Albert Schachten	2263	„
Johann Rosenkranz	2148	„

Heinrich Kopmeier	2067 Stimmen
Theo Steines	2057 "
Karl Hünecke	2049 "
Wilhelm Skremm	1874 "
Otto Striene	1727 "
Willi Loch	1631 "
Josef Bobrowski	1611 "
Gerhard Pawlowski	1456 "
Franz Lange	1434 "
Wilhelm Bruns	1409 "
Helmut Hogenfeld	1378 "
Herbert Rebatschek	1328 "
Walter Strick	1274 "
Erich Pirags	1237 "
Gottlieb Skiba	1159 "

Ein Vergleich

dieser Betriebsratswahl mit der des Jahres 1959 ist nicht möglich. Damals verteilten sich 10226 gültige Stimmen auf 48 Kandidaten, so daß bei der jetzigen Wahl bei nur 40 Kandidaten und 10473 Stimmen jeder mehr Stimmen erhalten konnte als bei der früheren Wahl. Tatsächlich betrug die Stimmenzunahme bei den beiden Listenführern Dombowski 590 Stimmen, Pfeiffer 1319 Stimmen — und das ist für einen Mann, der die schwere Bürde der Verantwortung — auch unpopulärer Maßnahmen — als Betriebsratsvorsitzender zu tragen hat, sehr beachtlich. Es gab in der „Spitzengruppe“ keine bedeutsamen Veränderungen: dritter wurde Walter Jendhoff — früher fünfter; vierter blieb Bernhard Bröckelmann; fünfter wurde Karl-Heinz Vernholz — früher dritter; sechster blieb Hans Schaffrin; siebter wurde Johann Jendhoff — früher dreizehnter; achter wurde Erich Erlenhofer — früher zehnter; neunter blieb Fritz Hess; zehnter wurde Franz Kaesler — früher sechzehnter.

Bedeutsam bleibt noch, daß Norbert Albersmeier, der bislang nie kandidiert hatte, auf Anhieb in den Betriebsrat gewählt wurde.

Kann man politisch kommentieren?

Man kann es nicht. Betriebliche Wahlen, Gewerkschaftswahlen sind keine politischen Wahlen. Aber — da wieder einmal unsere Wahl in der Presse ein politisches Spekulationsobjekt war — könnte man sagen: 16 von den 25 Betriebsratsmitgliedern sind Sozialdemokraten, einer ist CDU-Mann, den die Sozialdemokraten propagierten. Von den sieben „unabhängigen“ Arbeitern erklärt der eine und andere, „niemals mit der früheren KPD etwas zu tun gehabt“ zu haben. Der DAG-Mann Jeske ist „absolut unparteiisch“. Zu allem: die Wähler der Dombowski, Vernholz usw. würden es weit von sich weisen, wollte man ihnen unterstellen, daß ihre Stimmabgabe einen politischen Akzent haben sollte. Ein Beweis möge sein, daß der Kandidat der DWU, Wilhelm Dombowski, bei der letzten Kommunalwahl in seinem Wahlbezirk „Hoesch-Viertel“ knapp vier Prozent aller Stimmen erhielt. Mit einer politischen Auslegung der Betriebsratswahl ist es also nichts.

Die verschenkten Stimmen

Sie sind ein trauriges Kapitel. Von den 13410 wahlberechtigten Arbeitern nahmen 10792 = 80,5% an der Wahl teil. 319 Wahlzettel waren ungültig, gültige Wahlzettel mithin 10473. Das bedeutet — da jeder Wahlzettel 20 Stimmen enthielt —, daß 209460 Stimmen hätten abgegeben werden können. Abgegeben wurden aber nur 107654 Stimmen. Rund die Hälfte aller Stimmen wurde mithin verschenkt. Wir haben jeden Wahlzettel hinsichtlich seiner Stimmenzahl überprüft. Es ergibt sich folgendes Bild: Nicht einmal 23 %, nämlich 2375 Wähler, machten von ihrem vollen Stimmrecht Gebrauch.

Aber 59 %, nämlich 6101 Wähler, gaben nur bis zu 10 Stimmen ab, davon 585 = 5,6 % nur 1 Stimme, 687 = 6,5 % 2 Stimmen, 838 = 8 % 3 Stimmen, 791 = 7,5 % 4 Stimmen. 11 Stimmen enthalten nur noch 364 Wahlzettel, 12 = 295, 13 = 209, 17 nur noch 133, um dann wieder leicht anzusteigen: 18 = 164 und 19 = 273 Wahlzettel.

77%, über drei Viertel aller Wähler also, haben Stimmen verschenkt. Das ist bedauerlich, um so mehr, weil über ein Viertel aller Wähler nur bis zu 4 Stimmen abgegeben hat. Dieses Verschenken von Stimmen ermöglicht es leicht kleineren Gruppen, die „ihre“ Kandidaten konsequent durchwählen, sich an die Spitze zu spielen, wie sie es ihrer tatsächlichen Stärke nach nie zu tun vermöchten. Das sollte allen zu denken geben.

Und jetzt: an die Arbeit!

Die Wahl ist vollzogen. 25 Betriebsräte, 20 Arbeiter und 5 Angestellte, sind gewählt. Ihrer harren viele Aufgaben, täglich fallen neue Aufgaben an. Die Pflichten sind schwer, die Verpflichtung ist groß — nicht nur der Belegschaft, nicht nur jedem einzelnen Kollegen, sondern auch dem Werk gegenüber. Wir sind ein Mitbestimmungsbetrieb, und mitbestimmen wollen heißt, mitverantwortlich sein müssen. Betriebsrat sein heißt: dem Werk und seiner Belegschaft verpflichtet sein. Daran sollte jeder denken.

Euch, liebe Kollegen des Betriebsrates, wünschen wir für eure verantwortungsvolle Arbeit in den kommenden zwei Jahren den besten Erfolg, der dem Werk, der uns allen dienen möge.

Der Vorstand des Betriebsrates

In der konstituierenden Sitzung vom 29. März wurde in geheimer Wahl der bisherige Vorsitzende Albert Pfeiffer mit 17 von 24 Stimmen wiedergewählt. Wilhelm Dombowski erhielt 7 Stimmen. Das neue Betriebsratsmitglied Willi Kelle fehlte wegen Urlaub.

Zum stellv. Betriebsratsvorsitzenden wurde Helmut Latta einstimmig in seinem Amt bestätigt.

Zum Schriftführer wurde Bernhard Bröckelmann mit 17 Stimmen in seinem Amt bestätigt. Sein Gegenkandidat Wilhelm Dombowski erhielt 7 Stimmen.

Als Beisitzer des Betriebsratsausschusses wurden Walter Jendhoff und Wilhelm Dombowski einstimmig gewählt.

Die Ausschüsse

Personalausschuß: Albert Pfeiffer, Helmut Latta, Franz Thiesbrummel.

Sozial- und Unterstützungsausschuß: Erich Erlenhofer, Franz Thiesbrummel, Alfred Simon, Emil Hahnke und Wilhelm Dombowski.

Unterstützungseinrichtung Westfalenhütte GmbH: Albert Pfeiffer, Erich Erlenhofer, Franz Thiesbrummel, Horst Roggenbach. Hier kam es zu einer geheimen Abstimmung. Es erhielten an Stimmen: Erlenhofer 22, Thiesbrummel 22, Pfeiffer 20, Roggenbach 17 und Dombowski 8 Stimmen.

Lehrlingsausschuß: Albert Pfeiffer, Bernhard Bröckelmann, Helmut Latta, Eduard Lewandowski.

Sportausschuß: Horst Roggenbach, Hans Schaffrin, Herbert Büttig.

Lohnausschuß: Erich Erlenhofer, Helmut Wolf, Horst Roggenbach, Johann Jendhoff, Karl-Heinz Vernholz.

Presseausschuß: Albert Pfeiffer, Helmut Latta.

Wohnungsausschuß: Hermann Hoffmann, Walter Jendhoff, Helmut Latta, Heinz Stang als Interessenvertreter der Schwerbeschädigten.

Küchenausschuß: Herbert Büttig, Hans Schaffrin, Franz Thiesbrummel, Ernst Reich.

Bücherei- und Kulturausschuß: Herbert Büttig, Emil Hahnke, Ernst Reich, Norbert Albersmeier. Ausschuß für Vorschlags- und Verbesserungswesen: Helmut Wolf, Herbert Büttig, Alfred Simon, Walter Stache, Ernst Reich, Norbert Albersmeier.

Pensionsausschuß: Albert Pfeiffer, Hermann Hoffmann, Wilhelm Dombowski.

Gemeinschaftsausschuß: Albert Pfeiffer, Helmut Latta, Bernhard Bröckelmann.

Schlichtungsstelle bei der Hoesch AG: Albert Pfeiffer.

Wirtschaftsausschuß: Albert Pfeiffer, Bernhard Bröckelmann, Walter Jendhoff, Eduard Lewandowski.

Unfallobmann: Karl Wilhelm Aust.

Unfallüberwachungsausschuß: Albert Pfeiffer, Helmut Latta, Bernhard Bröckelmann.

Die Aufgabenbereiche:

Albert Pfeiffer: Allgemeine Verwaltung, Versuchsbetriebe, Sozialwerkstatt, Wäscherei, Lehrwerkstatt, Werksküche, Gästehaus, Qualitätsstelle, Allgemeiner Fahrbetrieb.

Wilhelm Dombowski: Martinwerk I/II und Maurer, Stahlwerk III.

Karl-Heinz Vernholz: Elektrostahlwerk, Stahlbau, Schrottplatz Martinwerk, Blockhobelei, Stahlgießerei.

Walter Stache: Waggonwerkstatt I, Walzendreherei, Lagerwirtschaft.

Emil Hahnke: Eisenbahn.

Bernhard Bröckelmann: Walzwerk I, Walzwerk III, Halbzeugstraße, Walzwerk IV/V, Drahtwalzwerk, Feineisenstraße, Schlosserei Markhöfer.

Walter Jendhoff: Zurichterei I und II, Trägerlager, Schlosserei Herbst, Torstahlfabrikation.

Hermann Stachel: Hochofen, Maurer, Rohr-schlosser.

Fritz Hess: Kaltwalzwerk.

Erich Erlenhofer: Elektrotechnische Abteilung.

Hermann Hoffmann: Bauabteilung, Gleisbau, Bauhof, Schreinerei, Gärtnerei.

Helmut Wolf: Drahtverfeinerung, Energiewirtschaft, Baustahlgewebe.

Johann Jendhoff: Breitbandwalzwerk, Maschinenabteilung Außenbetriebe, Maschinenabteilung Stahlwerk III.

Norbert Albersmeier: Erzvorbereitung, Sinteranlage, Zementfabrik, Werkschutz und Feuerwehr.

Herbert Büttig: Dreherei, einschl. Abnahme und Schlosserei, Kran- und Kettenprüfung, Rohrschlosserei, Schmiede, Metallgießerei, Hafen Hardenberg, Lok-Werkstatt, Kranführer und Baggermaschinen, Sauerstoffanlage.

Horst Roggenbach: Thomaswerk, Dolomit-anlage — Mischer und Platz, Sport- und Erholungsanlage.

Ernst Reich: die Maschinenabteilungen Hochofen und Kessel.

Hans Schaffrin: die Maschinenabteilungen Thomaswerk und Martinwerk I/II.

Franz Kaesler: die Maschinenabteilungen Walzwerk I/III, Halbzeugstraße, Feinwalzwerke und Feineisenstraße.

Willi Kelle: Zurichterei 9, Steinfabrik, Phosphatfabrik, Brikettierung, Schlackenverwertung.

Einstimmig bestätigt

In einer zusammenfassenden Wahl wurden der Betriebsratsausschuß — 1. und 2. Vorsitzender, Schriftführer und die zwei Beisitzer — und sämtliche Arbeitsausschüsse einstimmig bestätigt.

Damit hat der Betriebsrat seine Arbeit aufgenommen. Möge sie im Interesse aller erfolgreich sein.

Entwicklungshilfe in den Schraubstock gespannt



Lehrlinge aus Konakry

Es fing damit an, daß an einem Freitag im März Betriebschef Freund seine Lehrlinge zu einer „Belegschaftsversammlung“ in den schönen, behaglichen Tagesraum der Lehrwerkstatt rief: „Also Jungs, jetzt hört mal gut zu. Nächste Woche kommen fünf Lehrlinge aus Afrika zu uns, die hier ordentlich was lernen wollen. Natürlich haben sie sich schon in ihrer Heimat tüchtig 'rangehalten mit Fleiß und Strebsamkeit. Sonst würde sich das Direktorium der Westfalenhütte kaum die Mühe gemacht haben, sie zur Ausbildung eigens im Flugzeug herüberholen zu lassen. Die fünf, die ich in Konakry gesprochen und unter Lehrvertrag genommen habe, sind etwas älter als ihr. Sonst unterscheiden sie sich von euch nur durch ihre dunklere Farbe. Ich erwarte, daß ihr sie genauso kameradschaftlich, freundlich und hilfsbereit behandelt, wie wir unsere Äthiopier aufgenommen haben. Sie sind auf eure Hilfe und euer Verständnis angewiesen, denn sie sprechen nur französisch. Am Samstag sollten dann die fünf jungen Afrikaner, die sich die Westfalenhütte im Zeichen der Entwicklungshilfe

gleichsam als Adoptivsöhne

verschrieben hat, auf dem Flughafen Düsseldorf-Lohausen ankommen. Sie wurden mit einer etwa um vierzehn Uhr zwischenlandenden Maschine aus Paris erwartet. Zwei Wagen fuhr ihnen entgegen, um sie mit ihrem Gepäck rasch und sicher in ihr vorläufiges Heim in Eving zu bringen, wo nach dem langen, anstrengenden Flug das Wochenende ganz im Zeichen des Ausruhens stehen sollte. Während er seinen wackeren, im Dienste buchstäblich „ergrauten“ Mercedes durch Derne auf die Autobahn steuerte, fand Betriebschef Freund

endlich Zeit, von den Vorbereitungen zu erzählen, die er während eines kurzen Flugabstechers nach Konakry für die Übersiedlung von Fodé Sissoko, Alfred Sylla, Djibril Traore, Ibrahima Toure und Saliou Barry Mamadou nach Dortmund getroffen hatte.

Auf dem gleichen Flugweg, den seine künftigen Lehrlinge wenig später nordwärts nehmen sollten, mit Zwischenlandungen bzw. Übernachtungen in Paris, Marseille und Dakar, war er nach Guinea gereist. Die Hafenstadt Konakry ist um unserer Beziehung zu den Erzlagern der Company des Minières willen wenigstens der technischen Belegschaft unserer Hütte ein vertrauter Begriff. Die fünf jungen Leute, die ihm als die für

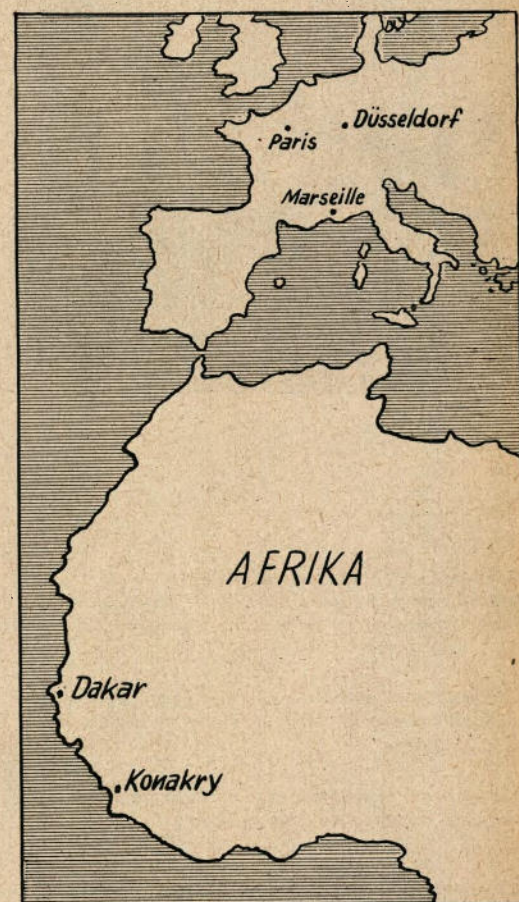
die große Chance ihres Lebens

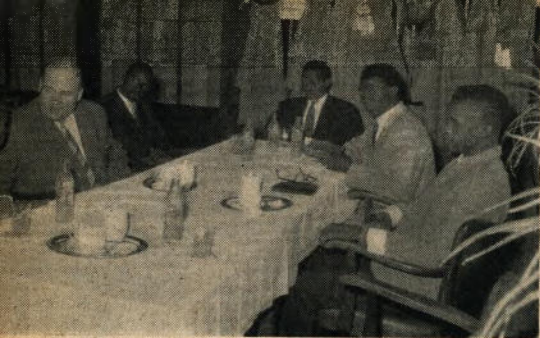
Auserwählten vorgestellt wurden, besuchte Betriebschef Freund in den anspruchslosen Ausbildungsstätten für Lehrlinge und in ihren heimischen Hütten, von deren Bescheidenheit oder sogar Armseligkeit wir uns keinen Begriff machen können.

„So werden wir auch bauen“, und „das werden wir auch haben“, sagten die neuen Belegschaftsmitglieder der Westfalenhütte, sagten ihre Eltern und Ausbilder und interessierte Vertreter der wenigen Behörden von Konakry, als ihnen Dias vorgeführt wurden: vom Stadtzentrum Dortmunds, von der Bundesgartenschau, vom Fernsehturm, vom einladenden Auslandsinstitut, der bestechend modernen Berufsschule („da werdet ihr auch lernen!“) und natürlich von der Westfalenhütte und insbesondere von der Lehrwerkstatt. Nachdem mit den farbigen Bildern, auf denen sich der „kalte Norden“ verlockend genug ansah, wirksam um

Gerade aus Paris gekommen: unsere fünf afrikanischen Lehrlinge in Düsseldorf-Lohausen

Hütten vor Hochhäusern — so setzt sich das Stadtbild von Konakry zusammen





die ohnehin reisefreudigen Seelen „geworben“ worden war, ergab sich bei Durchsicht der Personalpapiere die Frage:

„Was habt ihr denn gelernt?“

Mit „sechs Jahre Volksschule und drei Jahre (vergleichsweise) Aufbauschule“ fielen die Antworten in jedem Falle günstiger aus als erwartet. „Und dann?“ — „Ausbildungsstätte für Lehrlinge in Konakry“ oder „Technische Bildungsanstalt in Konakry.“ — „Und dann?“ — „Aushilfsarbeit im Hafen, oder wo es sonst ein bißchen zu verdienen gab.“

Unsere afrikanischen Belegschaftsmitglieder haben also trotz ihres für ein Entwicklungsland ungewöhnlich guten Ausbildungsganges Notzeiten durchgestanden. Volksschule und „Aufbauschule“ und die dort übliche Form von Lehre oder technischer Ausbildung zusammenge-rechnet ergeben auch eine höhere Anzahl von Lebensjahren, als wir sonst bei unseren Lehrlingen an den Start zu setzen gewohnt sind. Wer sich aber vorgenommen hat, zu seinem eigenen Wohl und seines Vaterlandes Nutz und Frommen was zu werden, der stellt sich auch mit sechszwanzig, fünfundzwanzig, einundzwanzig in unserer Lehrwerkstatt mit dem Jahrgang 1947 an den Schraubstock. Bei den beiden Jüngsten fällt der Unterschied zwischen ihren sechzehn und den vierzehn Jahren unserer Dortmunder Lehrlinge nicht so ins Gewicht. Als alle Unterlagen für die Ausfertigung der Pässe zusammengesucht wurden, wußte einer der Paßanwärter mit dem besten Willen nicht zu sagen, wann er geboren war. Papiere darüber gab es nicht. Wo also sollte man dieses für den Ausweis einer „Person“ wichtigste Datum her-kriegen?

„Wähle dir einen Geburtstag aus“,

sagte Betriebschef Freund, „du kannst den heutigen Tag nehmen, weil da ein neues Leben für dich beginnt. Du darfst aber auch mit mir zusammen Geburtstag haben, am ersten Juli.“ — „Mit Ihnen“, ließ der Junge übersetzen. „Schön, dann feiern wir von nun an unseren Geburtstag gemeinsam, und deine vier Kame-raden sind dann auch immer dabei. Ist dir das recht?“ — „Bon!“ strahlte der Junge.

Eine Woche lag zwischen dem Handschlag: „Ich werde für euch sorgen wie ein Vater“ und dem sonnigen Morgen, an dem sich das Flugzeug mit den fünf jungen, reisefiebrigen Afri-kanern an Bord von Guineas Erde löste.

Der weltweit aufgerissene Horizont

und der trotz aller Wanderfreudigkeit aufbrennende Abschiedsschmerz und ein uneinge-standenes Bangen vor der unbekannten Fremde wirkten zusammen: man wurde luftkrank. Mit dem Gebrauch der für diesen Zweck vorge-sehene n Tüten war man bald vertraut, außerdem gab es nicht viel, dessen sich der Magen hätte entledigen müssen, denn in Guinea hat man billige Eßgewohnheiten. Hirsebrei, etwas Ge-müse, eine Banane, für gehobene Ansprüche Reis und alle Jubeljahre mal ein Stückchen Fleisch. Kam noch hinzu, daß die Abfahrt an das Ende des Fastenmonats Ramadan, des neunten Monats im moslemischen Mondjahr, fiel, der jedem aus religiösen Gründen ein Äußerstes an Zurückhaltung und Selbstdiszi-plin abverlangt.

In Paris,

wo die guinesische Gesandtschaft ihre braunen Söhne ins Hotel d'Orsay fahren ließ, so daß sie ganz nebenbei auch des Invalidendoms und des Eiffelturms ansichtig wurden, dürften sie, da die Sonne ja untergegangen war, für lange Zeit zum letztenmal heimatlich gespeist haben.

Von dem, was am nächsten Morgen während des kurzen Fluges von Paris nach Düsseldorf als „déjeuner“ serviert wurde, rührte man kaum etwas an. Einmal war man nicht sicher, ob der zonisch bedingten Zeitverschiebung wegen der Ramadan auch wirklich zu Ende gegangen war, zum andern stand mit der Landung in der Bun-desrepublik der wirkliche und unwiderrufliche Beginn eines neuen Lebens unter unerahnbaren Bedingungen bevor. Ein starker Trost blieb: „Monsieur Freund“ würde zum Abholen auf dem Flugplatz sein. Als jedoch die Maschine etwas früher als vorgesehen gelandet war, als man den Zoll passiert hatte und in der Ankunfts-halle Umschau hielt, da war das vertraute Ge-sicht nirgends zu entdecken. Man fragte sich bis zur „Information“ durch, und alsbald klang durch Lautsprecher in jeden Winkel des Flug-hafens:

„Der Fahrer von Hoesch, bitte melden!“

Der Fahrer von Hoesch, zeitig genug vom Fuhr-park aufgebrochen, um auch einer verfrühten Ankunft gerecht werden zu können, meldete sich. Er hatte das Häuflein ja schon ankommen sehen und seinerseits auf den zweiten Wagen gewartet: „Herr Freund müßte längst hier sein. Da stimmt doch etwas nicht?“ Ja, etwas stimmte ganz und gar nicht mit dem vorerwäh-nen braven und bisher als fahrtüchtig befundenen Mercedes. Der hatte sich bei dem Bemühen, seinerseits pünktlichst im Flughafen zu „lan-den“, ganz offensichtlich übernommen. Kurz vor der Abfahrt Bottrop ging ihm die Puste aus. Er wurde langsamer und langsamer, bis ihm ein vorab gar nicht zu übersehender Motorschaden gerade eben noch gestattete, eine in Sicht-weite gekommene Tankstelle anzurollen. Er blieb abseits stehen, und das Telefon wurde in Richtung Dortmund in Tätigkeit gesetzt. Retter in der Not wurde wie stets unsere bewährte Werksfeuerwehr: „Es fährt sofort ein Wagen los.“ Auf den Wagen würde in Düsseldorf gewartet werden können. Aber wie kam man nach Düsseldorf? Ein Taxi! „Komme gleich.“ Als das „Gleich“ des Taxifahrers über eine halbe Stunde gedauert hatte, erbarmte sich ein unbenamt gebliebener Menschenfreund: „Fah-ren Sie mit mir. Vielleicht schaffen wir's noch.“ Zur fahrplanmäßigen Landung der Maschine wäre es auch geschafft worden, und das ängst-liche Hangen und Bangen hat ja auch nur etwa fünf Minuten gedauert.

Dann kam das Erlebnis Autobahn

Die wechselvollen Bilder der Industrieland-schaft, unsern Augen so vertraut, ließen die schwarzgelockten Köpfe von links nach rechts und von rechts nach links fahren. Als in der Nähe der Ausfahrt Dortmund die Silhouette des Fernsehturms auftauchte, erkannten die jungen Afrikaner sie nach den in Konakry gesehenen Dias. Als weitgereiste Weltleute stellten sie sofort Vergleiche mit dem Eiffelturm an und hatten auf die Frage, ob die ungeheure Vielfalt der Eindrücke innerhalb so kurzer Zeit nicht erdrückend wirkte, ein ergebnes Lächeln: „Man gewöhnt sich dran.“

„Es ist so kalt in Deutschland“,

sagten sie am andern Morgen, der eigens für sie mehr aufgedrehten Zentralheizung zum Trotz. „Si, si“, bestätigten die in den Zimmern nebenan untergebrachten Griechen und Span-ier, die das Französisch zwar nicht, das Schau-ern und Zittern aber um so besser verstanden hatten. Da ausgeruht werden sollte, gab es kaum einen besseren Rat als: „Kriecht doch wieder in die Betten.“ Aber: „Es ist so kalt in den Betten“, jammerte Afrika im Chor, als „Monsieur Freund“ seinen Schützlingen einen

Nach der ersten Mahlzeit im Ledigenheim. V. l. n. r.: Djibril Traore, Betriebschef Freund, Ibrahima Toure, Fodé Sissoko, Alfred Sylla, Saliou Barry Mamadou

Schuhkauf geht schnell, wenn man genau weiß, was man will: schwarze und ganz moderne Schuhe

„So setzt man einen Hut auf!“ Von zarter Hand läßt man sich Belehrungen gern gefallen

Auch Arbeitskleidung muß genau passen. Die Hosen sind den Söhnen Afrikas meist zu weit

Sonntagmorgenbesuch abstattete. Also wurden auf jedes Bett noch zwei Extra-Wolldecken gepackt, und: „Morgen kaufen wir warme Sachen für euch ein.“

Aus den Fenstern des Volkswagenbusses, der montags früh den ganzen Verein einlud, betrachteten fünf schwarze Augenpaare fasziniert den „industriellen Norden“ von Dortmund, und fünf Paar schwarze Lippen machten einmütig der neuen Heimat ein dickes Kompliment, als ihnen die Straßen

rund um den Borsigplatz „comme Paris“ vorkamen, wie Paris, die einzige Stadt, die sie außer dem kleinen Konakry kennen.

In dem Geschäft, das die ewigen und nur zu berechtigten Klagen: „Es ist so kalt“, abstellen helfen sollte, entfachte der Einbruch der von Dolmetscher und Wörterbuch unterstützten, vom Pressefotografen flankierten „Großverkaufsgenossenschaft“ einen Wirbel, als wenn ein Regiment tropenfest hätte gemacht werden sollen. Hier handelte es sich vergleichsweise nur um eine winzige Einheit, aber es galt ja, die an Tropensonne gewöhnten schmalen Gestalten mit möglichst viel Wolle gegen die Unberechenbarkeiten des nordischen Frühlings zu schützen. Also: warme Mäntel, wenn auch nach unseren Begriffen der Sommer sozusagen vor der Tür steht. Einer der Jüngsten hatte sich **in eine knallrote Dreiecksbadehose verliebt**

und mußte auf den Sommer getröstet werden. „Wann ist Sommer?“ — „Gerade hat der Frühling angefangen.“ — „Ist es im Sommer hier warm?“ — Da muß „des Sängers Höflichkeit“ eine ausweichende Antwort suchen: „Erst mal habt ihr ja nun warme Sachen.“ — „Und Schuhe.“ Ja, Schuhe hatten sie auch bekommen, und sie waren modisch auf der Höhe und wußten genau, was sie wollten. Die Frage: „Braun oder schwarz?“ wurde mit einem einstimmigen „Schwarz“ entschieden, und die wie Ebenholz schimmernden Modelle konnten gar nicht spitz genug sein. Da man „zu Hause, im Ledigenheim“, zum Essen, zur Kantine und zum Pförtner über Gartenwege gehen muß, wurden statt Pantoffeln ganz leichte,

geflochtene Sommerschuhe gewählt

Als man, beladen mit Paketen, die Rückfahrt antrat, wurde beschlossen, verbliebene Wünsche auf eine Liste zu setzen. Also: „Was fehlt noch?“ — „Ein kleiner Wagen“, platzte einer der Jüngsten so schnell heraus, daß die drei französischen Worte kaum zu verstehen waren. In das stürmische Gelächter warf er den ersten deutschen Satz, den er seiner motorisierten Sehnsucht zuliebe aus dem Wörterbuch zusammengesucht hatte:

„Ich — lieben — Autos“

Ihre glückliche Ankunft in Dortmund würde nach Konakry telegraphiert werden, teilte man ihnen mit. Ob nicht dabeistehen könnte, sie befänden sich „in sehr guter Gesundheit“, bat der Älteste.

Am nächsten Morgen schien es zunächst, als wäre die sehr gute Gesundheit aufs schwerste erschüttert: aus der Küche des Ledigenheims kam ein Anruf in die Lehrwerkstatt: „Die Afrikaner haben ihr Abendessen nicht angerührt und wollen nichts anderes ge-

kocht haben als Reis.“ An anfängliche Verpflegungsschwierigkeiten, z. B. mit Äthiopiern, gewöhnt, kam man durch gezielte Fragen der Komplikation bald auf den Grund. Es lag nicht an dem Sauerkraut, dem die Afrikaner auch nur vorsichtig zugesprochen hatten, und auch nicht an dem darin gekochten, delikaten Rauchfleisch: An drei frugale Mahlzeiten daheim gewöhnt, hatten sie einfach um die (frühe) Abendessenszeit keinen Hunger gehabt. Das nachdrückliche Verlangen nach Reis aber entsprang religiösen Skrupeln: Moslems dürfen kein Schweinefleisch essen, dann jedenfalls nicht mehr, wenn sie es als solches zu erkennen gelernt haben. Unfähig, das in aller Deutlichkeit klarzumachen, hatten sie sich auf Reis wie auf neutrales Gebiet zurückgezogen.

Sein Töchterchen Fatumata

hat einer der afrikanischen Lehrlinge bei seiner Frau Animata und unter der Obhut seines Onkels in Konakry zurückgelassen. Als er schriftlich seine Einwilligung zu einer Trennung für drei Jahre gab, hat er vielleicht von allen das schwerste Opfer für sein Vaterland gebracht. (Der im Lehrvertrag enthaltene Heimaturlaub nach anderthalb Jahren liegt ja noch in weiter Ferne).

Wieder einer birgt in seinem Gepäck als kostbarste Erinnerung an Afrika die neue Nationalhymne von Guinea, die man ihnen auf der Gesandtschaft in Paris vom Band vorgespielt hat. Es gelang ihm, wenigstens die erste Strophe des von Alpha Yaya gedichteten Textes mitzuschreiben:

Hymne National
Peuple d'Afrique
de passé historique
qui chante l'hymne
de la Guinée fier et jeune,
illustre et peuplée,
de nos frères morts
aux champs d'honorés
en libérant l'Afrique.

Nationalhymne
(frei übersetzt)
Volk von Afrika,
dein Schicksal ward Geschichte.
Sing deine Hymne,
daß sie der Welt berichte
von deinem Werden, Guinea.
Jung, in stolzer Pracht
stehst du da. Unsere toten Brüder
erkämpften Freiheit dir und Macht.

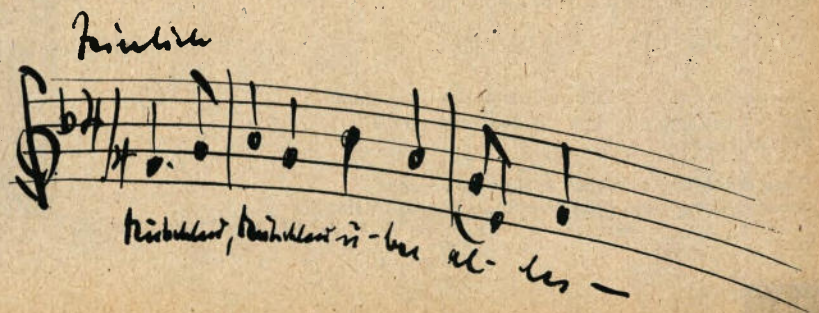
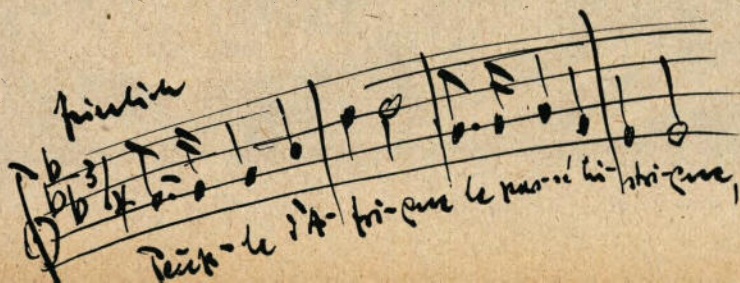
Und einer legte während des ersten Mittagessens im Ledigenheim den Finger auf „au revoir“ im Wörterbuch: „Das Deutsche dafür — wie spricht man es aus?“ — „Auf Wiedersehen!“ — „Auf Wiedersehen? Das sagte er (Betriebschef Freund), als er aus Konakry abreiste.“

Sie haben es ja nun erfahren, was es bedeutet, dieses für sie so inhaltschwere Wort, das einmal, in noch ferner Zukunft, am Ende dieser für ihr Leben und ihr Volk entscheidend wichtigen Weltreise stehen wird. Von ihrem zweiten Mittag in der Bundesrepublik an übten sie es jeden Tag: „Auf Wiedersehen!“



Auf Saliou Barry Mamadou warten in Konakry Frau Animata und Fatumata, sein dreijähriges Töchterchen

Auch nach der kleinsten Hütte kann man Heimweh haben

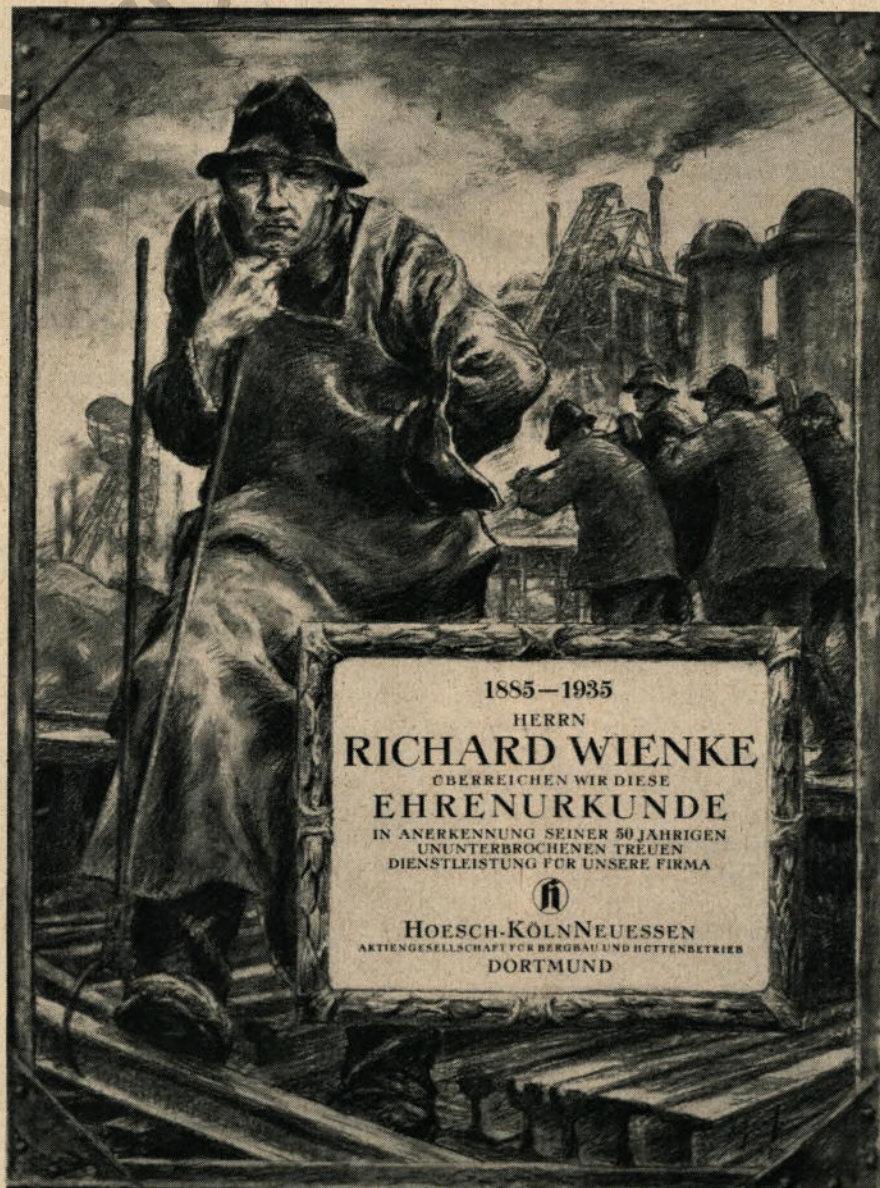




Der Generaldirektor und der Jubilar

Opa Wienke kramt Erinnerungen aus seinem Urkundenkoffer

Als „Wienkes in der Vorstadt“ vor kurzem ihren Stammsitz in Brackel mit einem neuen, wunderschön nahe der Schanze gelegenen Haus vertauschten, scheuchte der Umzugstrubel den damals neunzigjährigen Opa unliebsam aus dem gewohnten Ablauf seines beschaulichen Rentnertages. Er war auf einmal allen im Wege und mußte zudem fürchten, daß seine durch viele Jahrzehnte gehüteten Schätze an Briefen, Urkunden, Medaillen und Bildern in Kisten und Kästen auf Nimmerwiedersehen vergraben würden. „Opa“, sagten Sohn und Tochter, Enkel und Enkelin jeder für sich und alle zusammen, „Opa, du brauchst weiter nichts zu tun, als auf dein Köfferchen zu achten.“ Dann spritzten sie in alle Richtungen auseinander und taten, was beim Umzug getan werden muß. Weiß es aber nicht ausbleiben konnte, daß mit „Hau ruck“ und „Bahn frei“ und „Mal eben Platz machen da“ Opa aus einem der sich leerenden Zimmer ins andere und schließlich auch von Stockwerk zu Stockwerk gedrängt wurde, hörte der eine und der andere mal hier, mal dort seine jammernde Stimme: „Mein Koffer, wo ist mein Koffer geblieben?“



Das ist Opa Wienke, zum Erzählen von alten Zeiten von der Gartenarbeit weg ans Blumenfenster mit Ruhrblick geholt

Diese durch ihre Seltenheit kostbar gewordene Urkunde hängt riesengroß über Opa Wienkes Bett



Für die Nachwelt ist es ein Gewinn

daß der kleine Lederkoffer schließlich wohlbehalten mit seinem Besitzer, dem inzwischen einundneunzig Jahre alt gewordenen Pensionär unserer Betriebswerkstatt Richard Wienke, auf der Schanze anlangte und daß Opa manchmal an seinem blumentumrankten, ins Ruhrtal blickenden Fensterplatz versunken in seinem Koffer kramt. Ganz tief drunten liegen Erinnerungen an seinen Vater, der auf der Zeche Schleswig Fördermaschinist war, und an das Elternhaus in Brackel. Dann bringt das Jahr 1885 den Lehrvertrag zutage, demzufolge der schulentlassene Richard „auf Hoesch“ anfang. Zusammen mit drei Arbeitskameraden ging er von da an einundzwanzig Jahre lang von Brackel aus zu Fuß ins Werk. Eine Stunde hin, eine Stunde zurück. Was sie da für eine körperliche Leistung vollbrachten, darüber waren sich die langsam größer, stärker, widerstandsfähiger und erfahrener werdenden jungen Leute gar nicht klar. Man ging damals mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der man heute in Bus und Bahn steigt; und weil der Weg lang war, erzählte, sang und piff man sich eins, um ihn zu verkürzen. Nur ausgesprochen waghalsige Naturen legten ihre Ersparnisse in einem

Fahrrad für fünfhundert Mark

an. Der damals noch jugendliche oder mindestens sehr rüstige Richard Wienke ließ sich nur mal eins, um es auszuprobieren. Dann gab er es zurück und ging weiter zu Fuß, bis die Straßenbahn (ab Funkenburg) sich so weit eingebürgert hatte, daß jedermann sie gern und regelmäßig benutzte. Immerhin hat Opa Wienke in den einundzwanzig „Wanderjahren“ eine hübsche Summe von Kilometern zurückgelegt: Rechnen wir jeden Weg mit fünf Kilometern, so kommen am Tage zehn zusammen, und an dreihundertundsechzig Tagen — einen freien Sonntag gab es fast nie — dreitausendsechshundert. Das mit einundzwanzig Jahren multipliziert, reicht mit fünfundsiebzigtausendsechshundert Kilometern fast zweimal um den Äquator.

Am Äquator weiß Opa Wienke gut Bescheid

Nicht, daß er jemals dagewesen wäre. Er gehört ja zu der Generation, die keinen Urlaub kannte, die nach 1918 die ersten drei oder sechs oder sogar neun freien Tage mit unbehaglichen Gefühlen im Schrebergarten verbrachte und spä-

ter erst mit aller Vorsicht und mit Muttern richtig ferienmäßig ins Sauerland fuhr. Aber in der Schule, in der er ganz „gut fertig geworden“ war, hatte es ihm das Fach Erdkunde ganz besonders angetan. Und „was ich gelernt habe, das habe ich behalten“. Der Rundfunk und die Zeitungen können an Nachrichten bringen, was sie wollen, die Quiz- und Rätselmeister dürfen nach den winzigsten Städtchen und den unbedeutendsten Nebenflüssen von Nebenflüssen fragen — Opa Wienke „weiß, wo's liegt, ohne hingefahren zu sein“. Nicht ohne Grund hat er jahrelang auf alles verzichtet, um nur seinen Kindern eine gute Schulbildung zukommen zu lassen. Wenn er dreizehn Stunden am Tage gearbeitet hatte, durften sie ihm noch mit ungelösten Mathematikaufgaben kommen, denn

„Primzahlen und so“ sind Opas Schwarm

Schichten von dreizehn Stunden mußten sein. Er hat sie zwei Jahre lang mit der gleichen Selbstverständlichkeit verfahren, wie er auch mal zwei Jahre lang Nachtschicht machte. Bei einer Großreparatur kam er eine Woche lang überhaupt nicht nach Hause. Wenn's gar nicht anders ging, legte man sich ein, zwei Stunden auf Bretter

und murmelte eine Runde.

Man fuhr nur — auf geliehenem Fahrrad — daheim vorbei, um mal einen Blick auf die Kinder zu werfen, die man oft wochenlang nicht sah, wenn man früh um fünf das Haus verließ und abends nach acht wiederkehrte. Man ernährte sich aus einem kleinen „Taschenhenkelmann“, der mittags zum Aufwärmen in der Waschkau in eine Schüssel heißen Wassers gestellt wurde, und man wusch sich im Eimer. Man stand ehrfürchtig und stumm beiseite, wenn der würdige Gründer des Werkes, Leopold Hoesch, „ab und zu kam und guckte“. Die Geschichte von der goldenen Taschenuhr, die „Herr Hoesch“ im Hammerwerk unter den großen Hammer gelegt hatte und die dann der tüchtige Hammerführer unverseht zum Geschenk bekam, machte in allen Betrieben die Runde.

„Mit der Familie Hoesch konnte man schon umgehen“,

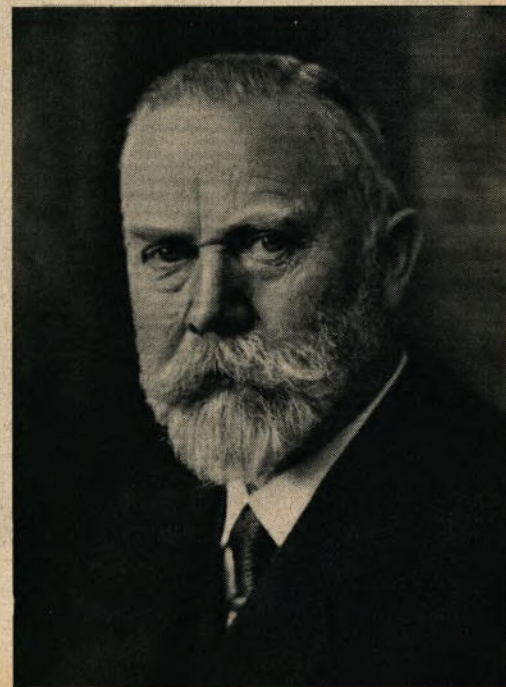
sagte Opa Wienke, „mit Albert, der auf das Wohl seiner Arbeiter bedacht war und sich in jungen Jahren zu Tode arbeitete, mit dem immer mal aus Düren anreisenden Wilhelm und

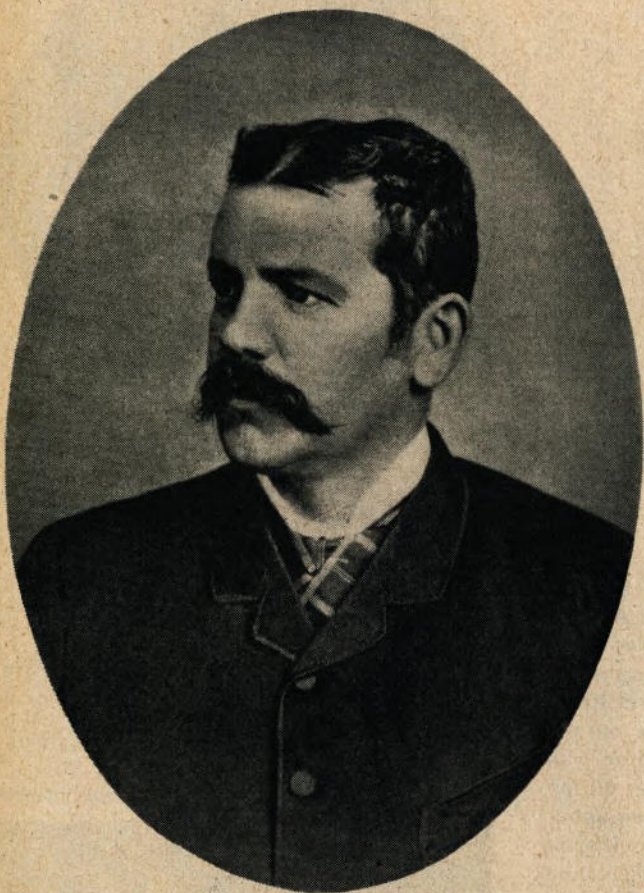
Hohen „Seltenheitswert“ hat heute die kleine Silberplakette, die Opa Wienke 1910 zum Fünfundzwanzigjährigen verliehen bekam

Die Springorum-Plakette, die er zum Vierzigjährigen erhielt, ist vielen deutlicher in Erinnerung

Generaldirektor Fritz Springorum: „Fahren wir zusammen!“

Kommerzienrat Springorum war streng, aber gerecht

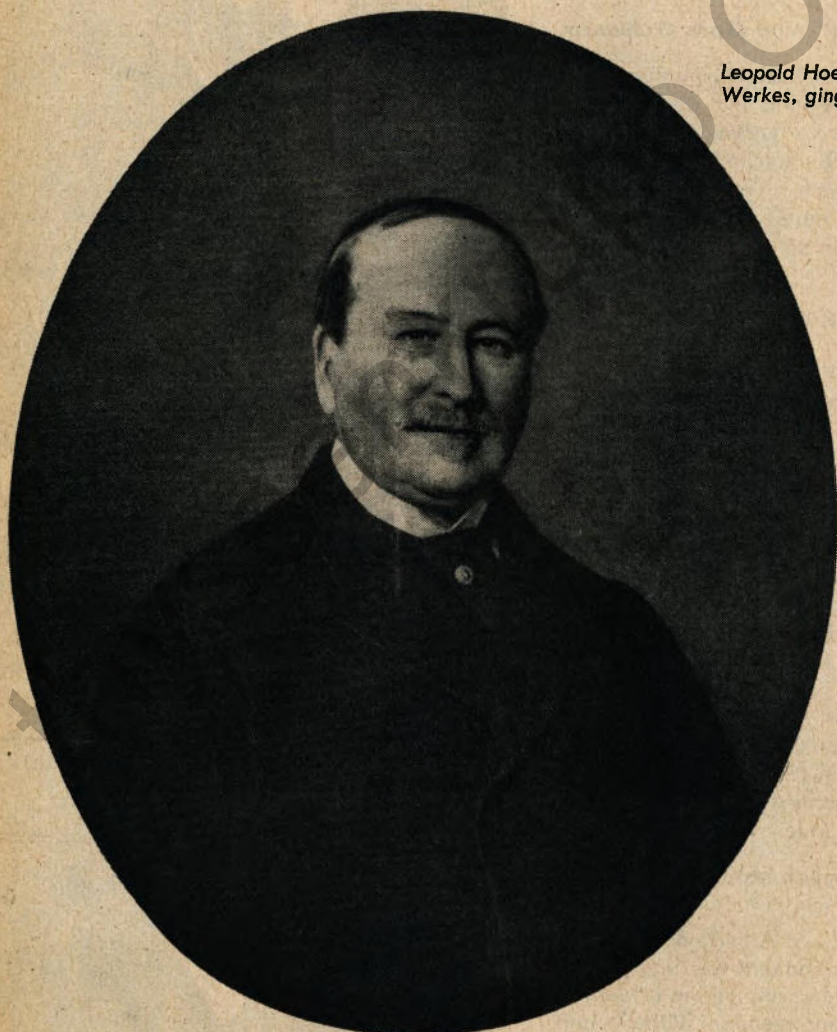




Albert Hoesch dachte an das Wohl seiner Arbeiter, als er die „Albert-Hoesch-Stiftung“ schuf



„Alberts Witwe, Maria Johanna Hoesch, war eine gute Frau; sie besuchte die armen Leute“, sagte Opa Wienke



Leopold Hoesch, einer der Gründer des Werkes, ging oft durch die Betriebe

mit Alberts Witwe Maria Johanna. Sie war eine gute Frau; sie besuchte die armen Leute.“ Dabei ging sie zu Fuß, während ihr vielbeschäftigter und kranker Mann meist im offenen Wagen vorgefahren kam, gezogen von feurigen Rappen und bedeckt mit einem derben schwarzen Regenschirm. „Ich habe unter vier Chefs gearbeitet“, zählt Opa Wienke auf, „unter Chiout, Rosenbaum, Lichthard und Eib.“ Seine stolzeste Erinnerung aber verbindet sich mit dem Namen Springorum. Zu seinem vierzigjährigen Jubiläum kam Generaldirektor Fritz Springorum etwas spät zur Gratulation und sagte zu dem freudig bewegten Jubilar: „Sie wohnen in Brackel? Ich wohne in Wambel — fahren wir zusammen!“

Zum fünfzigjährigen Jubiläum, das Opa Wienke 1935 feierte, überreichte ihm Hüttendirektor Brüninghaus zu der silbernen Plakette, die er schon fünfundzwanzig Jahre lang besaß, noch die größere Springorumplakette. Im gleichen Jahr (1935), in dem Opa Wienke sich ins Privatleben zurückzog, nahm sein Sohn die Arbeit in unserm Walzwerksbüro auf. Die beiden konnten kürzlich zusammen Jubiläum feiern, der eine für fünfundzwanzig im Dienst, der andere für fünfundzwanzig im Ruhestand verlebte Jahre. Und eigentlich hätte ja Opa Wienke noch eine Sonderprämie ganz eigener Art verdient: für eiserne, durch nichts zu erschütternde Gesundheit. Er hat in seinem einundneunzig Jahre währenden Leben so wenig das Bett hüten müssen, daß unsere Betriebskrankenkasse vor einigen Jahren anfragen ließ, ob denn der Vater „gar nicht mal krank“ würde, erzählt er schmunzelnd. „Wenn's nicht nötig ist, muß man die Kasse nicht in Anspruch nehmen“, ist Opa Wienkes Grundsatz. Hat er sich bei den leichten Gartenarbeiten, die er immer noch gern macht, erkältet, so kuriert er sich mit bewährten Hausmitteln. Sechsendsechzigjährig, holte er Eisen für den Balkon und Draht für den Garten von der Drahtverfeinerung im Handwagen nach Brackel. Solche Wege halten drahtig und gesund. Opa Wienke meint, wenn er krank wird, geht die Betriebskrankenkasse ein.



Unsere offene
TÜR

**Es besuchten uns in den
letzten vier Wochen:**

25 Schüler des Gymnasiums aus Niederaltich, 15 Herren eines Beschwerdeausschusses, 10 Herren des Jugenddorfes Oespel, 45 Teilnehmer einer Arbeitsgemeinschaft der Volkshochschule Köln, 35 Herren der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl, 30 Schüler der Gewerbeschule Bigge, 46 Primaner aus Limburg, 30 Herren der Kolpingsfamilie Selm, 30 Berufsaufbauschüler aus Herford, 25 Abiturienten aus Gummersbach, 46 Primaner des Helmholtz-Gymnasiums aus Essen, 30 Schüler der Bäume-Realschule, 138 Werkstudenten von Hoesch, 32 Untersekundaner des Helmholtz-Gymnasiums in Dortmund, 25 Stahlbauschlosserlehrlinge, 40 Meister der Handwerkskammer in Bielefeld, 20 englische Soldaten, 40 Schüler des Landheims Benninghausen, 45 holländische Studenten, 25 Betriebsräte der Duisburger Kupferhütte, 40 Lehrlinge aus Frankfurter Betrieben, 16 Primanerinnen des Schillergymnasiums in Dortmund, 25 Primaner des Humboldt-

Gymnasiums in Essen, 2 Italienerinnen, 27 Studenten aus Berlin-Charlottenburg, 35 Berufsschüler aus Lüdenscheid, 25 Herren der Carl-Duisberg-Gesellschaft, 40 iranische Studenten, 6 Herren der Firma Mosecker, 35 Schülerinnen des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums, 31 Herren der Landw. Schule in Lippstadt, 40 Berufsschüler aus Köln, 40 Schüler der Landw. Schule in Ahaus, 3 Chilenen, 12 Brasilianer, 20 Damen der Frauenfachschule in Marten, 40 Herren vom Thomas-Verband, 20 Damen und Herren vom Hoesch-Eisenhandel, 50 Herren der Volkshochschule in Bremerhaven, 25 Herren — Vorstandsmitglieder — des Lions-Clubs, 8 Herren der Fa. Schwarze Nachf., 15 Herren der Kolpingsfamilie in Gelsenkirchen, 20 Frauen der SPD-Fraengruppe in Persebeck, 30 Berufsschüler aus Kassel, 40 ausl. Studenten durch den Akadem. Austauschdienst in Bonn, 20 Damen und Herren vom Hoesch-Eisenhandel, 9 Herren des Hauptzollamtes in Dortmund.

Oben: 138 Werkstudenten, die während der Semesterferien in unseren Werken arbeiten, besichtigten eingehend unsere Hütte, nachdem sie — hier von Direktor Dr. Harald Koch — über die Entwicklung und Lage des Unternehmens als Produktionsfaktor und Mitbestimmungsbetrieb unterrichtet wurden

Der „erste Schritt in dgs Leben“ führte Düsseldorf Abiturientinnen in unsere Hütte. Sie waren sehr interessierte Besucherinnen



Ehrentafel

Jubilare April 1961

50

HEINRICH HIBBELN Verkehrsbetriebe
KARL BLÜTHNER SM-Stahlwerke
WILHELM SCHRÖDER Verkaufsabrechnung
ANTON WEMMER MA-Stahlwerke

40

WILHELM ZIEGENFEUTER Lagerwirtschaft
WILHELM SCHMELTER Verkehrsbetriebe
OSKAR GRAWE Steinfabrik
FRANZ SCHWETLICK SM-Stahlwerk I/II
JOHANN MENKE Hochofen
KARL EBERHARDT MA-Hochofen
JULIUS BERNDES Versuchsbetriebe
FRITZ GRÄVINGHOFF Verkaufsabrechnung
HEINZ HARKE Verfrachtung
JOSEF HORST Z. D. H.
THEODOR HUHN Hauptlaboratorium
FRITZ REUYTER Maschinenabteilung

25

HEINRICH ESFELD Elektrotechn. Abtlg.
KARL HOLZHAUER Profilwalzwerke
WILLI KELLE Elektrotechn. Abtlg.
BRUNO MARIENFELD Allgemeiner Fahrbetrieb
HEINRICH MAROTZKI Mechanische Werkstätten
HELMUT PUTZ Kaltwalzwerk
WILHELM RISKE Elektrotechn. Abtlg.
ERWIN VIEFHAUS Mechanische Werkstätten
WALTER WEGNER Profilwalzwerke
RUDOLF WILKOWSKY MA-Stockheide
FRANZ SCHIEK Verkehrsbetriebe
FRANZ BOENIG MA-Hochofen
KARL GEISMAR Zementfabrik
FRANZ HEDDERICH MA-Stahlwerke
ERICH LITERSKI Breitbandwalzwerk
OTTO BERG Kaltwalzwerk
ANTON MACIEJEWSKI Verkehrsbetriebe
VIKTOR SKARIOT Mechanische Werkstätten
HEINZ BÖHME Versuchsbetriebe
WALTER GRIES Phosphatfabrik
OTTO JANKUHN Betriebswirtschaft
HEINRICH KROEZE SM-Stahlwerke
GUSTAV NEUMANN Maschinenabteilung
PAUL WINKLER Elektrostahlwerk
K.-HEINZ HIBBELN Verfrachtung
HEINZ SCHUCHARDT Elektrotechn. Abtlg.
WERNER HÜTTEMANN Bauabteilung

Verdienstvolle Mitarbeiter

Hermann Anthes und Franz Knappek, EWS: Durch entsprechende Änderung des Geberteiles an der Steuerflasche der Preßwasseranlage Thomaswerk wurde erreicht, daß der stromauslösende Teil von der Flaschenwand einen größeren Abstand bekam. Dadurch wiederum wurden Erdverbindungen ausgeschaltet, die ihrerseits zu Fehlanzeigen führten. Nach dem Einbau dieser verbesserten Elektroden arbeitet die Anlage einwandfrei.

Kurt Sprungk und Helmut Greulich, Maschinenabteilung Thomaswerk: Die Stahlkonstruktionen der Deckel an den Mischern im Thomaswerk waren bisher genietet und geschraubt und lagen in Form von U-Eisenrippen zwischen der Steinausmauerung. Sie waren offen und ungeschützt der Strahlungswärme ausgesetzt, sie verbrannten und verzünderten rasch. Jetzt werden die Deckel, wie vorgeschlagen, in Schweißkonstruktion ausgeführt. Die Formsteine überdecken die Eisenkonstruktion, schützen dieselbe und haben eine längere Lebensdauer als die Deckel der alten Ausführung.

Bernhard Hagenkötter, Betriebswirtschaft, hat mit seinem Vorschlag, die Sonde am Hochofen als Tastsonde auszubilden, sowie durch das Durchkonstruieren der mechanischen Anlage Teile einen bisher noch nicht bekannten Weg beschritten, der sich zur Messung der Ofen tiefe sehr gut bewährt hat. Durch die geringe Störanfälligkeit werden Ofenstillstände weitgehend vermieden, und die Sondenhaltbarkeit ist gegenüber früher auch bedeutend größer geworden. In der Zwischenzeit ist die Ausführung in Zusammenarbeit mit unserer Maschinenabteilung Hochofen und der Elektrotechnischen Abteilung so weit ausgereift, daß sogar der Ofen, insgesamt gesehen, eine Verbesserung erfahren hat.

Gustav Zimmermann, Stahlwerk I/II: Die geringe Haltbarkeit der Ausmauerung des Chillbogens am SM-Ofen 24 war der Anlaß, mit Zustimmung der Betriebsleitung, entgegen allen anderen Auffassungen, die Reparatur des Chillbogens in Steelklad vorzuschlagen. Die Haltbarkeit gegenüber der früheren Ausführung ist bedeutend größer geworden.

Heinz Koddebusch, Zurihterei I: Um zu vermeiden, daß die Walzenzapfen durch das Eindringen von Sinter in die Walzenlager beschädigt werden, hat K. vorgeschlagen, neben der Wasserkühlung Preßluft in das Lager einzuführen. Der dadurch im Lager entstehende Überdruck verdrängt alle Fremdstoffe, die sonst in das Lager eindringen könnten. Der Erfolg ist eine längere Standzeit der teuren Walzenlager sowie eine weitgehende Schonung der Walzenzapfen.

Fritz Luther, Halbzeugstraße: Zur Sicherung der Ausfahrtsche in den Horizontalgerüsten der Staffel I machte L. den Vorschlag, die Sicherungsbolzen senkrecht zur Tischführung federnd anzubringen. Der Vorschlag wurde ausgeführt, über mehrere Monate erprobt und hat sich nach einigen kleinen nachträglichen Änderungen gut bewährt. Die einfache mechanische Ausführung ermöglicht den Walzern ein rasches Arbeiten und erleichtert ihnen jetzt das Einführen der herausgedrückten Tische.



„Siehste, Pappi! Mit den Rollen drunter klappt's!“

Das war wirklich eine Wucht, als ein findiger Kerl das Wegschaffen oder Heranschaffen von Felsblöcken dadurch erheblich erleichterte, daß er Baumstämme unter den Stein legte und den Stein fortrollte. Das war eine kleine, aber geradezu epochale Verbesserung, die in die Jahrhunderte hinausstrahlte.

Oft sind es nur Kleinigkeiten, die große und nachhaltige Verbesserungen bringen. Man sollte deshalb auch „Kleinigkeiten“ beachten. Dazu braucht man wirklich kein Experte zu sein. „Die Statistiken versichern uns“, so schreibt „Das Beste“, „daß wir annähernd so viele Experten haben, wie wir brauchen.

Aber an „Inperten“ sind wir knapp.“ Und es berichtet als Beispiel: „John Dunlop, ein schottischer Tierarzt, war ein Inperte. Sein Junge beklagte sich, weil ihn die Vollgummireifen an seinem Fahrrad so durchrüttelten. Papa meinte, das könne er vielleicht in Ordnung bringen. Er nagelte auf ein hölzernes Rad etwas Segeltuch über einen biegsamen Gummischlauch, pumpte diesen mit einer Handpumpe voll Luft — und hatte einen Luftreifen. Die Experten schrieben des langen und breiten, weshalb dieser Luftreifen niemals funktionieren könne. Da montierte ein anderer Inperte, der es nicht besser wußte, die Dinger auf sein Fahrrad und schlug in einem Rennen den Weltmeister.“

Manchmal eben siegt die Praxis über die Theorie. Wir haben so viele Praktiker, so viele findige Köpfe in unserem Werk. Sie können soviel. Wir warten auf ihre Verbesserungsvorschläge aus dem Arbeitsbereich, für die Unfallverhütung.

Da gibt es viele Möglichkeiten. Es kostet nur ein wenig Köpfchen — und die Prämien lachen. Überall hängen unsere Briefkästen. Und die Anschrift:

Betriebschef MikuJla, Maschinenabteilung

Wir kommentieren und glossieren

Die Angestellten

Sie stehen oft in der Diskussion. Das gesamte Angestelltenproblem steht ja in einem geradezu rasanten Umbruch — auch wenn es die Angestellten nicht merken oder nicht sehen wollen. So lasen wir in der „Allgemeinen Deutschen Lehrer-Zeitung“:

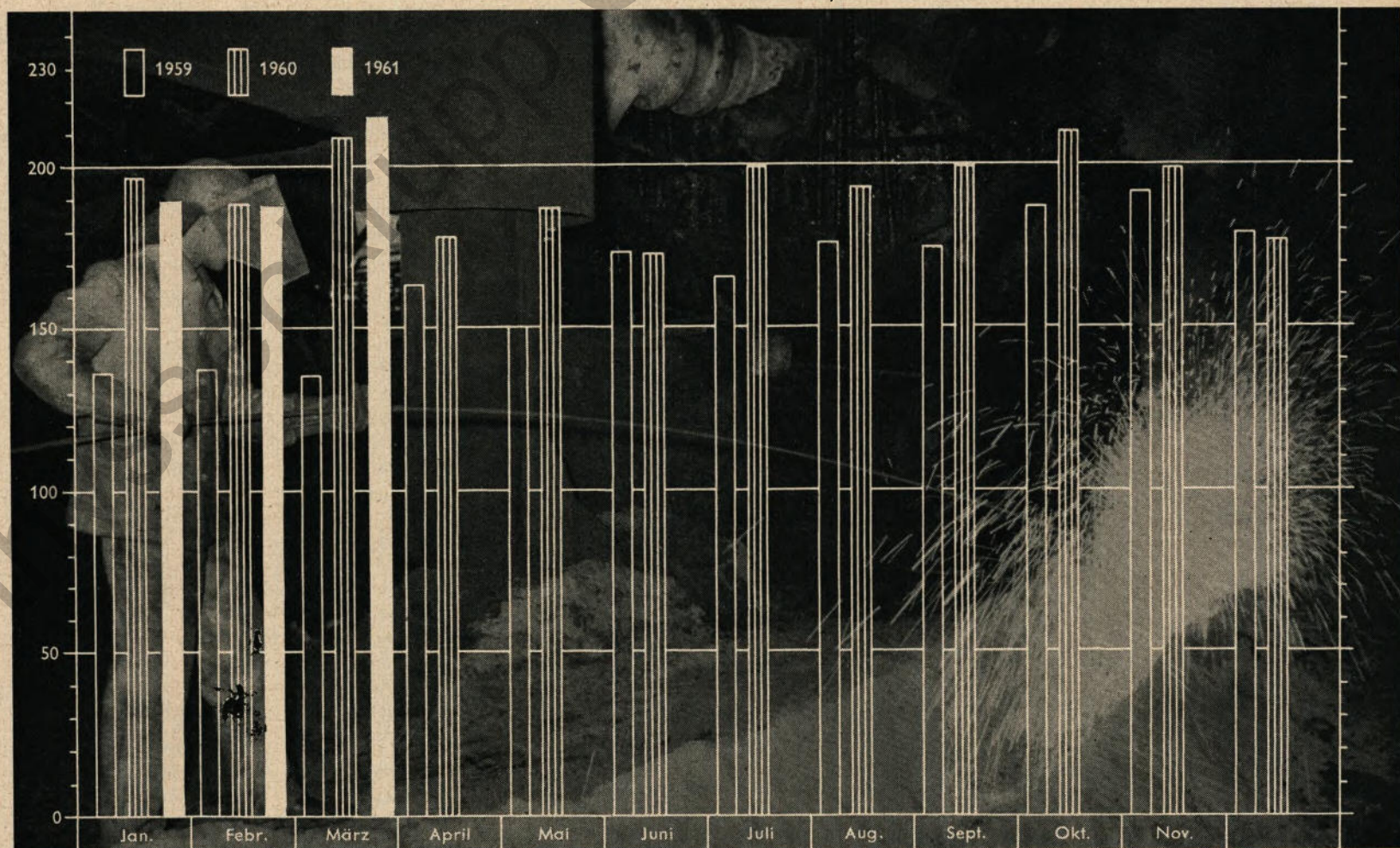
Von der Schwierigkeit, die Angestellten zur Erkenntnis ihrer Lage hinzuführen, spricht auch Maria Borris (Frankfurter Hefte 1960, S. 21 ff.). Kennzeichnend ist es, daß nur etwa 26 Prozent (etwa 1,2 Millionen) organisiert sind. Nichtsdestoweniger sehen sie in den Gewerkschaften den Zauberer, der alle ihre Wünsche erfüllen kann. Ihre Forderungen sind dabei oft widerspruchsvoll. Sie wollen z. B. Berücksichtigung der Leistung, wehren sich aber gegen ihre Abgrenzung. Sie überschätzen die Möglichkeiten der Gewerkschaften und unterschätzen das Erreichte. Sie kritisieren, wollen aber nicht mithandeln. Der Grund für dieses Verhalten liegt vor allem darin, daß sie sich mit der Wirklichkeit nicht auseinandersetzen. Sie erkennen, daß die Aufstiegsmöglichkeiten in ihrer Gruppe gering sind, glauben aber, als einzelne diesem Schicksal enttrinnen zu können. Sie haben im Gegensatz zu den Arbeiter-

tern kein Solidaritätsgefühl, kein Bewußtsein ihrer gemeinsamen Lage, kein gemeinsames Ziel, für das sie sich einsetzen. Besonders schwer fällt es ihnen, zu begreifen, daß sie mit den Arbeitern mehr verbindet als trennt. Sie kommen aus ihrem Dilemma nicht heraus. Sie können es nur auflösen, wenn sie den „Mut zur kollektiven Hoffnung“ aufbringen. — Wie die alten Vorstellungen von der Stellung des Angestellten festgehalten werden und die Wirklichkeit verschleiern, macht noch einmal ein Bericht über den Verbandstag des DHV deutlich (Frankfurter Hefte 1960, S. 602 ff.). Da wird Interessenverband gegen Berufsverband ausgespielt, da wird eine ehrenvolle Entlohnung für die Angestellten gefordert, da wird von den Aufstiegsmöglichkeiten gesprochen, kurz, ein Bild gezeichnet, das für die große Masse einfach nicht zutrifft und niemals zutreffen wird... Immer wieder drängt sich beim Lesen dieser Aufsätze die Einsicht auf, daß die Angestelltenschaft am stärksten im Strudel der heutigen und der kommenden Entwicklung steht und stehen wird. Eine vernünftige Lösung wird nur möglich sein, wenn man zunächst die gesellschaftliche Neuordnung, die sich ja unaufhaltsam vollzieht, in das Bewußtsein hineinnimmt.

Wohnungstausch

- Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 43 qm, mit Bad, Neubau, IV. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 69 DM
- Suche: 3—3½ Zimmer, Miete bis 90 DM (18)
- Biete: 4 Zimmer, 56 qm, mit Bad, Parterre, Wiederaufbau, Werkswohnung, Miete 53 DM
- Suche: 2½ Zimmer mit Bad, Etagenwohnung, im Süden, Miete bis 80 DM (19)
- Biete: 2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, Balkon und Speisekammer, II. Etage, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 31 DM
- Suche: 2½—3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 55 DM (20)
- Biete: 4 Zimmer, 55 qm, mit Bad, I. Etage, Privatwohnung in Lünen, Miete 73 DM
- Suche: 4½—5 Zimmer, Lünen oder Dortmund, Stadtrand, Miete bis 120 DM (21)
- Biete: 2 Zimmer, 38 qm, Altbau, II. Etage, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 29 DM
- Suche: 2—3 Zimmer, auch auswärts, Miete bis 50 DM (22)
- Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Parterre, werksgeb. Wohnung, Hausgarten, in Hombruch, Miete 43 DM
- Suche: 4 Zimmer, Parterre Bedingung, Miete bis 100 DM (23)
- Biete: 2½ Zimmer, 42 qm, mit Bräusebad und Hausgarten, 2 Keller, I. Etage, werksgeb. Wohnung, in Hombruch, Miete 54 DM

Unsere Rohstahlerzeugung in 1000 Tonnen



Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536

Nachkriegshöchstherzeugung März 1961 = 215 520 t

Monatsdurchschnitt 1960 = 192 313 t

Suche: 3 Zimmer, auch abgeschl., Altbau, Werksnähe, Miete bis 80 DM (24)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Keller und Stall, Parterre, Altbau, Privatwohnung in Hombruch, Miete 27 DM

Suche: 3 Zimmer, auch Altbau, Miete bis 60 DM (25)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 31 DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70 DM (26)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Privatwohnung, Miete 70 DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60 DM (27)

Biete: 3 Zimmer, 60 qm, Altbau, III. Etage, Privatwohnung in Mengede, Miete 30 DM

Suche: 3-4 Zimmer, Werksnähe, I. Etage, Miete bis 70 DM (28)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Bad, Neubau, werksgeb. Wohnung, III. Etage, Miete 45 DM

Suche: 2-2½ Zimmer mit Bad, I. oder II. Etage, Miete bis 60 DM (29)

Biete: 2½ Zimmer, 58 qm, mit Bad, werksgeb. Wohnung, III. Etage, Neubau, Miete 72 DM

Suche: 3½ Zimmer, Miete bis 85 DM (30)

Biete: 3 Zimmer, 49 qm, mit Bad und Abstellraum, werksgeb. Wohnung, Neubau, Parterre, Miete 50 DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 60 DM (31)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, mit Bad und Balkon, Werkswohnung, Neubau, Parterre, Miete 35 DM

Suche: 2-2½ Zimmer, Werkswohnung, Werksnähe, Miete bis 70 DM (32)

Biete: 2½ Zimmer, 46 qm, mit Bad, werksgeb. Wohnung mit Fernheizung, Miete 79 DM

Suche: 3½ Zimmer, mit Bad, auch am Stadtrand, Miete bis 120 DM (33)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 48 DM

Suche: 2½-3 Zimmer am Stadtrand, Miete bis 60 DM (34)

Biete: 3 Zimmer, 55 qm, mit Bad, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 60 DM

Suche: 3½-4 Zimmer, evtl. mit Garten, Neubau, außerhalb Dortmunds, Miete bis 90 DM (35)

Biete: 2 Zimmer, 39 qm, abgeschlossen, Privatwohnung, III. Etage, Altbau, Miete bis 30 DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 65 DM (36)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, mit Kochnische, Balkon und Toilette, Altbau, I. Etage, Privatwohnung in Bövinghausen, Miete 32 DM

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 70 DM (37)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, abgeschlossen, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 40 DM

Suche: 3-3½ Zimmer, Miete bis 100 DM (38)

Biete: 3½ Zimmer, 52 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 63 DM

Suche: 3-4 Zimmer, mit Bad, Miete bis 65 DM (39)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, mit Brausebad, III. Etage, Altbau, Miete 45 DM

Suche: 3½ Zimmer, im Osten Dortmunds, Miete bis 100 DM (40)

Anfragen: Pressestelle, Dechenstraße 22 (Hauptverwaltung Kaiserstuhl), Werkruf von der Hütte aus 21-444, über Stadtanschluß 8 83 61-444 (Frl. Ottensmeyer).

DAS

FACHWORT

Die Subventionen

Mit dem Begriff der Subventionen bezeichnet man solche Maßnahmen der staatlichen Wirtschaftspolitik, die darauf abzielen, einzelnen Branchen, Unternehmen oder Betrieben in bestimmten Regionen durch direkte oder indirekte öffentliche Zuwendungen Entwicklungsmöglichkeiten zu verschaffen, die ihnen beim Walten der freien Marktkräfte nicht gegeben wären. Der Ausgangspunkt für subventionistische Praktiken liegt somit in dem Wunsch, die Steuerungsfunktion von Preisen und Kosten und damit auch die Zusammensetzung des entstehenden Sozialproduktes sowie den Einsatz der Produktionsfaktoren durch die einseitige Begünstigung zu korrigieren. Zu den Wesensmerkmalen der Subvention gehört die beabsichtigte Einwirkung auf die Produktionsstruktur, weshalb Zuschüsse an private Haushalte zu rein konsumtiven Zwecken sowie Finanzüberweisungen und Ausgleichszahlungen zwischen verschiedenen öffentlichen Körperschaften nicht unter diesen Begriff fallen.

Wenn man nach Absicht und Wirkung auch dann von Subventionierung spricht, wenn durch hoheitliche Anordnungen unter Umgehung einer fiskalischen Belastung der öffentlichen Hand private Beihilfen zugunsten einzelner Unternehmen oder Branchen erzwungen werden, so verlangt die Konsequenz eigentlich, daß auch protektionistische Maßnahmen, wie prohibitive Schutzzölle oder quantitative Wettbewerbsbeschränkungen, die zu Lasten der Verbraucher und meist auch des Fiskus einzelnen Erzeugerkreisen marktwirtschaftlich überhöhte Einnahmen sichern, als Subventionen angesehen werden, was bisher jedoch allgemein nicht üblich ist.

Die Motive für die Zahlung von Subventionen

sind außerordentlich unterschiedlich. Besondere Bedeutung haben protektionistische und gesellschaftspolitische Zielsetzungen erlangt mit der Forderung, den Fortbestand einmal bestehender Betriebe auch dann zu ermöglichen, wenn der Markt ihnen eigentlich keine Existenzchancen mehr bietet. Tiefste Ursache für die Gewährung solcher Erhaltungssubventionen ist vielfach das Bestreben, notwendige Produktionsumstellungen aus sozialen Gesichtspunkten zeitlich zu verzögern oder sie um des sozialen Friedens willen gänzlich oder teilweise zu vermeiden. Weitere Motive für Subventionen gründen sich auf politische, strategische und wirtschaftspolitische Anliegen, bestimmte Produktionen oder Investitionen zu fördern, die sich unter den Bedingungen des Marktgeschehens in gleicher Weise entwickeln würden.

Schließlich werden Subventionen gewährt, um durch eine Verbilligung des Exports den Deviseneingang und die Zahlungsbilanz zu verbessern, um die Konjunktur in Einzelbereichen anzukurbeln oder um spezielle Rationalisierungs- und Anpassungsinvestitionen zu erleichtern.

Vielseitig wie die Motive sind auch die

Anwendungsformen der Subventionen

Grundsätzlich lassen sich direkte Subventionen (konkrete Geldzahlungen aus öffentlichen Kassen) und indirekte Begünstigungen unterscheiden. Die Letztgenannten werden entweder durch die gesetzliche oder steuerliche Bevorzugung unter Durchbrechung des auf Gleichbehandlung beruhenden Rechts- und Steuersystems oder durch die Bereitstellung von Produktionsmitteln unter dem Wert anderer Verwendungsmöglichkeiten oder durch Risikoübernahmen charakterisiert, wobei die fiskalischen Aufwendungen häufig nicht als feste Größe erscheinen und manchmal sogar kaum geschätzt werden können.

Ähnlich, aber nicht unbedingt gleich ist die Differenzierung nach offenen bzw. sichtbaren und versteckten bzw. unsichtbaren Subventionen, je nachdem, ob die Unterstützungen in den Haushaltsplänen sichtbar ausgewiesen und für die Steuerzahler erkennbar sind oder nicht. Nach dem Gegenstand der Leistung unterscheidet man ferner zwischen Nominal- und Realsubventionen, nach der Endgültigkeit zwischen Effektiv- und Eventualsubventionen und nach der Dauer zwischen vorübergehenden und permanenten Subventionen.

Die Problematik der Subventionswirtschaft

liegt vor allem in den Rückwirkungen auf die Wirtschaftsordnung und die Wirtschaftsmoral. Aus der Verzerrung der Wettbewerbssituation ergeben sich Umleitungen der Produktivkräfte, die oft das Wachstum hemmen, eine optimale Erzeugung behindern und den Verbraucher belasten. Ein typisches Beispiel von Subventionszahlungen sind die jeweils im sog. „Grünen Plan“ aufgestellten Subventionszahlungen an die deutsche Landwirtschaft. Ziel dieser Subventionen ist der Gedanke, die Landwirtschaft der Konkurrenz des Auslandes gegenüber wettbewerbsfähig zu erhalten, wobei man allerdings die Frage aufwerfen könnte, ob andere Wirtschaftszweige nicht auch nach dem Vater Staat rufen könnten, um ihre Wettbewerbsposition gegenüber der ausländischen Konkurrenz durch staatliche Subventionen aufrechtzuerhalten.

In der Bundesrepublik erreichten die sichtbaren Subventionen im abgelaufenen Jahr allein im Bundeshaushalt nach Angaben des Finanzministeriums rd. 3 Milliarden DM, die unsichtbaren rd. 4 Milliarden DM.



Sie setzten ihr Leben ein

Die Belohnungen für Rettung aus Unfallgefahr, die der Betriebschef der Abteilung Arbeitsschutz, Dr. Karl, namens des Direktoriums und der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft Anfang März an verdiente Belegschaftsmitglieder verteilte, wurden diesmal dadurch besonders wertvoll, daß es sich in mehreren Fällen um Gruppeneinsatz handelte. Es ging sowohl um Schadens- und Unfallverhütungsmeldungen als auch um Rettung aus höchster Gefahr unter Einsatz des eigenen Lebens.

Gustav Schmidt, Otto Weiß, Otto Schönberg und Wolfgang Gimpel z. B. wollten sich nach Beendigung der Mittagsschicht an einem trüben Winterabend gerade auf den Heimweg machen, als sie hörten, wie über ihnen „in der Oberleitung etwas riß. Sofort blieben wir stehen und sahen, daß genau über dem Schienenstrang zum Martinwerk ein längeres Kabel herunterhing und das ganze Oberleitungsnetz am Schwanken war. Unser erster Gedanke war, wenn jetzt eine E-Lok kommt, reißt sie alles ab. Daß dadurch ein größerer Schaden und eventuell sogar eine Betriebsstörung eintreten könnte, war uns klar...“ Zwei von ihnen stellten sich als Warner am Schienenstrang auf, einer eilte zum Stellwerk, um Meldung zu erstatten, einer verständigte den Werkschutz. Die Gefahr war gebannt, auch für die während des Schichtwechsels Vorbeikommenden, und die Anerkennung seitens des Betriebes und der Betriebsvertretung blieb nicht aus.

„Im Betrieb die Augen offenhalten, das ist die Hauptsache,“ sagte Betriebsrat Bröckelmann und stellte den beherzten Männern das Endziel vor Augen, das wir durch gemeinsame Bemühungen um Aufdeckung von Unfallquellen erreichen wollen: am untersten Ende der Liste zu stehen, die in den Betrieben der Bundesrepublik die Unfälle verzeichnet.

Wie notwendig es ist, in jedem Augenblick wachsam, vorsichtig und verantwortungsbewußt zu sein, wies Dr. Karl auf, als er berichtete, daß von unserer etwa sechzehntausend Mann starken Belegschaft täglich einhunderteinunddreißig durch Unfälle fehlen. Ein Geldbetrag, nach Ausmaß und Umfang des jeweils verhü-

teten Schadens gestaffelt, kann in keinem Verhältnis zum Einsatz auf eigene Gefahr stehen. Er stellt immer nur eine kleine Anerkennung dar und ruft die damit Ausgezeichneten ebenso wie ihre Kollegen auch weiterhin zu vorbeugender Wachsamkeit auf.

Wenn Hansjürgen Walitzki sah, daß ein im Gestänge der Dachkonstruktion arbeitender

Monteur die Stromschienen berührte,

so verdankt er es gleichzeitig seiner Kenntnis der Betriebsverhältnisse und seiner Fähigkeit zu schneller Reaktion, daß er den andern, der „durch einen glücklichen Zufall bei der ersten Berührung noch keinen Schlag erlitt“, durch Zuruf: „Laß das Seil los!“ vor dem Absturz aus zwanzig Meter Höhe oder vor dem Stromtod bewahren konnte.

Manfred Schlomm brauchte ein hohes Maß von Mut und richtig eingesetzter Kraft, um auf einem geländerlosen Kranbahnlaufsteg einen abstürzenden Kollegen zu packen, der mit seinem Jackenärmel in der Schweißzange des Krans hing und „von der schweren Flasche von dem Steg gezogen wurde“.

Den Gastod vor Augen

hatten Heinz Vormann, Hugo Antenbrink und Hans Engler, als ein Arbeitskollege durch auströmendes Gas bewußtlos geworden war. Heinz Vormann, der den Mann durch Zuruf warnte, ehe er selbst das zum Abstellen des Gases Notwendige tat, sah gleich darauf den andern hilflos liegen und zog ihn aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Da er selbst Gas eingeatmet hatte, war er zu weiterer Hilfe unfähig, konnte aber Hugo Antenbrink und Hans Engler zu Hilfe rufen, die — ebenfalls unter Lebensgefahr — den ohne Bewußtsein daliegenden Kameraden bergen und für weitere Rettungsmaßnahmen sorgen konnten.

Bei dieser Rettungsaktion hat sich vor allem Heinz Vormann unter Hintansetzung aller persönlichen Belange in so hohem Maße uneigennützig und beispielhaft hilfsbereit gezeigt, daß die Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft ihm zur Erinnerung an seine tapfere Tat ein Bild überreichen ließ.

Belohnung durch den Arbeitsschutz für Rettung aus Unfallgefahr

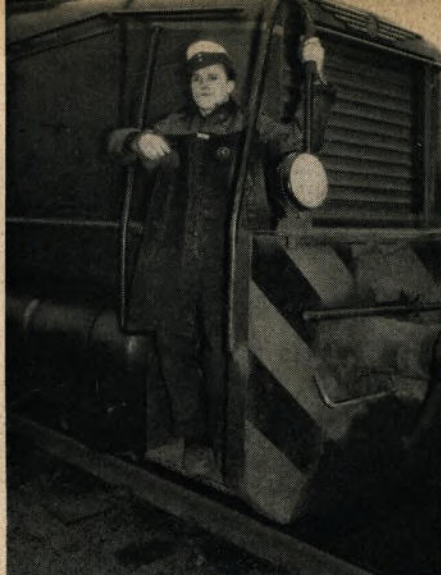


Oben: V.l.n.r., vordere Reihe: Dr. Karl, Karl Neumann, Gustav Schmidt, Heinz Vormann, Hugo Antenbrink, Betriebsratsmitglied Bröckelmann. Zweite Reihe: Hansjürgen Walitzki, Otto Schönberg, Wolfgang Gimpel, Hans Engler, Otto Weiß, Heinrich Hellmann, Wilhelm Hoche

Als besondere Anerkennung der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft überreichte Dr. Karl dem opferbereiten Heinz Vormann ein Bild



Der Beizereiarbeiter



Der Rangierer



An der Schleifmaschine



Der Sortierer

Auch am Arbeitsplatz bin ich stets gut angezogen!

Hand aufs Herz! Wer hat sich an unsere Abmachung gehalten?

Nun, wir sind durch die Betriebe gegangen und haben unauffällig Umschau gehalten, ob unser Appell ein gebührendes Echo gefunden hat. Ehrlich gesagt, zufrieden waren wir nicht. Wir sahen immer noch viel zu viele Leute, die offensichtlich Arbeitsplatz und Maskenball verwechseln.

Das hat uns veranlaßt, bei unserer Statistik nachzufragen, wieviel Prozent der gesamten Unfälle (also einschl. der nicht meldepflichtigen) darauf zurückzuführen sind, daß die „Kleiderordnung“ nicht beachtet wird. Wir haben uns, mit Verlaub gesagt, bald auf den Allerwertesten gesetzt:

im Januar waren es 11,75 %
im Februar waren es: 10,50 %

Junge, Junge, man faßt sich an den Kopf über so viel Unverstand.

Da hatten wir in diesen Tagen jemanden, der eine Zehenverletzung deswegen erlitten hatte, weil er keine Sicherheitsschuhe trug, zu einem Gespräch eingeladen. Der gute Mann hatte 18 Tage gefeiert. Als wir ihn nach der Höhe des Verdienstaufalles fragten, meinte er nach kurzem Überlegen: „Das dürften so ungefähr 170,— DM gewesen sein.“ Was nun folgt, ist eine einfache Milchmädchenrechnung:

Bei voller Arbeit

170,— Mehrverdienst

Ein Paar Sicherheitsschuhe

15,— DM

155,— DM Verlust durch Dummheit, Leichtsinn, Bequemlichkeit oder was weiß ich.

Lohnt sich das eigentlich?

Das Allerschönste aber ist, daß man nur bei Sicherheitsschuhen in die eigene Tasche greifen muß. Die anderen Körperschutzartikel stellt das Werk kostenlos zur Verfügung. Man braucht sie nur anzufordern. Ach ja, da fällt mir gerade eine Frage ein, die man immer wieder hört: „Kann man eigentlich gezwungen werden, Schutzbrille oder Schutzhelm usw. zu tragen?“ Nebenbei gesagt, ich finde diese Frage ausgesprochen blöd. Muß man denn jemanden seine eigenen gesunden Knochen aufzwingen? Über das rechtliche Problem werden wir uns aber beim nächstenmal unterhalten. Dann werden manchem die Augen aufgehen.

Natürlich haben wir bei unseren Rundgängen auch Kollegen angetroffen, die tipptopp angezogen waren. Wir haben sie fotografiert, und wir stellen vor:

1. den Rangierer. Sein „guter Anzug“ besteht aus:

Schutzkappe mit leuchtendweißem Rand und Aluminiumkappe, Rangierer-Wettermantel, Zugstiefel, Handleder beim Einhängen der Matlotten;

2. den Sortierer mit:

Schutzhandschuhen, Segeltuchschürze;

3. den Beizereiarbeiter in sicherer Arbeitskleidung:

Schutzhelm, Säureanzug, Gummihandschuhe, Gummistiefel mit Stahlkappe, Segeltuchschürze, bei Arbeiten am Beizbad kommt eine Schutzbrille noch hinzu;

4. den „gut angezogenen“ Arbeiter an der Schleifmaschine:

Helm, Schutzbrille.

So, das waren die ersten. Weitere Musterbeispiele werden folgen. Also bis zum nächsten Mal. Aber unsere Abmachung über die „Kleiderordnung“ gilt auch weiterhin. Einverstanden?

B. E.

Es soll hier in einer Aufsatzreihe über die in unserem Hüttenbetrieb möglichen Berufskrankheiten berichtet werden.

Zunächst wäre der Begriff Berufskrankheit klarzustellen. Berufskrankheiten sind solche Erkrankungen, die durch schädigende Einwirkung von Umständen, wie sie am Arbeitsplatz gegeben sind, entstehen. Als Beispiel sei die Staublunge erwähnt, die durch Einatmung am Arbeitsplatz entstehender bestimmter Staubarten verursacht wird.

Versicherungsrechtlich sind die Berufskrankheiten grundsätzlich wie Unfälle aufzufassen. Für den Arzt besteht in jedem Falle Meldepflicht bei der zuständigen Berufsgenossenschaft.

Der Häufigkeit nach ist an unserer Hütte die Vergiftung durch Kohlenoxyd, kurz Gasvergiftung genannt, die im Vordergrund stehende Berufskrankheit. Wenn man weiß, wie sich diese Vergiftung abspielt, dann kann man der Gefahr aus dem Wege gehen und verhält sich im eingetretenen Vergiftungsfall als Betroffener und Helfender richtig. Deswegen seien das Wesen und der Vorgang der Vergiftung kurz beschrieben.

Die Gasvergiftung ruft eine Veränderung des Blutes hervor und hängt mit der Atmung zusammen. Wir atmen Luft ein, damit in der Lunge, die außerordentlich blutreich ist, Sauerstoff vom Blut aufgenommen wird. Der rote Blutfarbstoff, das Hämoglobin, bindet den Sauerstoff chemisch und transportiert ihn so in alle Körperregionen, von denen er dauernd zur Aufrechterhaltung des Lebens unbedingt gebraucht wird.

Enthält die eingeatmete Luft Kohlenoxyd, so zeigt sich, daß das Blut, das nun zwischen Sauerstoff und Kohlenoxyd wählen kann, 300mal lieber das giftige Kohlenoxyd bindet als den lebensnotwendigen Sauerstoff.

So kommt es, daß eine Kohlenoxydvergiftung auch dann schon eintritt, wenn die Luft ganz geringe Mengen Kohlenoxyd enthält. Ein Teil Kohlenoxyd auf 1000 Teile Luft wirken, mehrere Stunden lang eingeatmet, schon tödlich. Hohe Konzentrationen führen in ganz kurzer Zeit zu Bewußtlosigkeit und Tod, weil der gesamte Blutfarbstoff mit Kohlenoxyd gesättigt wird und keine Anlagerungsstellen für Sauerstoff mehr vorhanden sind.

Wie macht sich die beginnende Gasvergiftung bemerkbar?

Herz, Gehirn und Muskeln sind die drei großen Sauerstoffressourcen. Wird die Sauerstoffzufuhr ungenügend, so tritt Herzklopfen ein, der Puls beschleunigt sich. Die Sauerstoffverarmung des Gehirns kommt in sehr bald auftretendem Kopfwere zum Ausdruck, das besonders in den Schläfenpartien und am Hinterkopf spürbar wird. Der Muskel beantwortet die Gasvergiftung mit Schmerzhaftigkeit bei Ableistung körperlicher Arbeit, die zunehmend schwerfällt, wobei der Schmerz besonders auch beim Gehen in den großen Beinmuskeln des Oberschenkels verspürt wird.

Mit fortschreitender Vergiftung treten die Erscheinungen von seiten des Gehirns in den Vordergrund: Unter Steigerung des Kopfschmerzes treten Schwindel, Brechreiz, Erbrechen, zunehmende Bewußtseinsstörung sowie schließlich Bewußtlosigkeit und endlich unter den Zeichen der Atemlähmung der Tod ein. Das Tragische dabei ist, daß mit Zunahme des Vergiftungsgrades die Einsicht in die Gefahr der Lage bei dem Betroffenen verlorengeht, so daß dieser dann nichts mehr unternimmt, sich selbst zu retten. Um die Verkettung der erschwerenden Umstände zu vervollständigen, tritt endlich noch hinzu, daß von dem Zeitpunkt



Berufskrankheiten in unserer Hütte

Die Gasvergiftung

an, wo die Vergiftung beginnt, das Atemzentrum zu lähmen, eine Rettung selbst dann fast aussichtslos wird, wenn künstliche Beatmung mit Sauerstoff sofort einsetzen würde. Denn, wie eingangs ausgeführt, gelingt der Austausch des im Blut gebundenen Kohlenoxyds nur ganz langsam, weil die Neigung des Blutes, das Gas zu binden, 300mal größer ist, als Sauerstoff aufzunehmen.

Überall da, wo Kohlenoxyd auftreten kann, ist demnach größte Vorsicht geboten. Die wichtigsten, in dieser Hinsicht bei uns gefährdeten Betriebspunkte wären: der Hochofen mit seinen Nebenabteilungen, besonders die Gasreinigungsanlagen, die Gaszentrale, das Thomasgebläse, die Umgebung der mit Gas beheizten Öfen der Walzwerke und der Martinwerke, die Mischeranlage, die Pfannentrocknungsanlagen, die Umgebung der weitläufigen Gasleitungsanlagen. Aber auch überall da, wo sonst mit Feuer umgegangen wird, kann ohne eigentliche Zuleitung von Gas das giftige Kohlenoxyd immer dann entstehen, wenn etwas ohne genügende Luftzufuhr brennt. Als Beispiel seien nur die tödlichen Gasvergiftungen an Kohleherden im Haushalt angeführt, wo verstopfte Abzugsrohre zu Schwelbränden führten. Auch Feuerwehrleute sind bei Bränden auf diese Art erheblich gefährdet. Oder denken wir an die tödlichen Unfälle beim Laufenlassen von Benzinmotoren in Garagen.

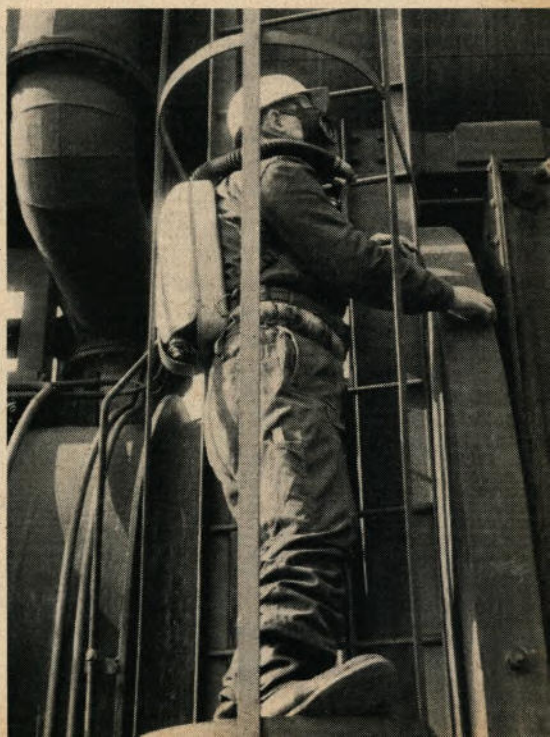
In allen Betrieben, in denen mit dauerndem oder gelegentlichem Auftreten von Kohlenoxyd in der Atemluft zu rechnen ist, sind selbstverständlich

alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen

(Gasmasken, Frischluftgeräte, Gasspürgeräte), um Vergiftungen zu vermeiden. Es liegt aber im

Wesen des heimtückischen Gases, das an sich geruchlos ist (es riechen jeweils nur beigemengte andere Gase), daß es an Stellen auftritt, wo es nicht vermutet wird. Dabei sind viele Faktoren im Spiel, die dauernd wechseln, wie der Witterungscharakter, Windrichtung, Luftdruck, Temperaturschwankungen, ganz abgesehen von technischen Defekten an Rohrleitungen, Ventilen, Meßgeräten und auch abgesehen vom menschlichen Versagen.

Deswegen ist es außerordentlich wichtig, die genannten Anfangssymptome der Gasvergiftung zu kennen, um sich rechtzeitig aus der Gefahrenzone zu begeben. Wesentlich ist es, zu wissen, daß schon geringe Konzentrationen des Gases in der Atemluft bei längerem Aufenthalt genügen, eine tödliche Vergiftung herbeizuführen, weil das Blut die Neigung hat, sich immer mehr mit Kohlenoxyd aufzuladen.



Oben: Heilgehilfe Johannes Nawrot auf unserer Unfallstation III in der Stockheide bei Anwendung des Sauerstoff-Beatmungsgerätes

Die Reparatur eines Lurgi-Schiebers darf nur mit Kreislauf-Atemgerät vorgenommen werden

Grobe Fehler

werden immer bei der Hilfeleistung am Gasvergifteten gemacht. Wir haben gesehen, daß das Wesen der Gasvergiftung die Sauerstoffverarmung des Blutes ist. Da jede körperliche Arbeit mit Sauerstoffverbrauch verbunden ist, darf man einen — auch anscheinend nur leicht — Gasvergifteten nicht gehen lassen. Muskelarbeit bedeutet zusätzlichen Sauerstoffverbrauch und damit Zunahme der Gefährdung. Der Vergiftete muß unter allen Umständen auf der Trage liegend zur nächsten Unfallstation transportiert werden. Man kann es nicht anders als groben Unfug bezeichnen, einen Gasvergifteten im Freien herumzuführen, damit er das Gas abatmen soll. Rasche Entfernung aus dem gefährdeten Bereich (dabei Selbstschutz beachten!) und liegender Transport sind das Wichtigste. Unsinn ist es auch, einem Gasvergifteten Milch zu trinken zu geben. Diese läuft in den Magen, das Gas aber kreist im Blut, und beide begegnen sich nie, können also auch keinen Einfluß aufeinander nehmen. Auch vorsorglich genossen, ist die

Milch gegen Gasvergiftungen völlig unwirksam.

Während des Krieges wurde Gasgefährdeten auf Grund der ungünstigen Arbeitsverhältnisse die Mangelware Milch als Gefahrenzulage gewährt. Eine entgiftende Funktion kommt ihr jedoch, wie gesagt, nicht zu.

Kohlenoxydvergiftungen können Dauerschäden, besonders am Herzen und im Gehirn, im Gefolge haben. Es ist deswegen für jeden „Gasigewordenen“ wichtig, daß der Nachweis erbracht wird, daß eine Gasvergiftung vorgelegen hat. Dieser Nachweis kann objektiv nur dadurch geführt werden, daß das Blut auf Gasgehalt untersucht wird. Es ist deswegen unter allen Umständen notwendig, daß

jeder Gasvergiftete zur Unfallstation

gebracht wird, in der durch Spezialentnahmeföhrchen eine Blutprobe gemacht wird, die im Hygiene-Institut des Ruhrgebiets in Gelsenkirchen untersucht wird. Es ist jedem anzuraten, im eigenen Interesse diese Untersuchung durchführen zu lassen, da Rentenansprüche nur dann Erfolg haben, wenn der objektive Nachweis der stattgefundenen Gasvergiftung in Form der Blutanalyse vorhanden ist. Außerdem haben die Heilgehilfen in den Unfallstationen die Anweisung, nach der Blutentnahme den Gasvergifteten (in schweren Fällen erfolgt sofortige Hospitaleinweisung) sofort, spätestens aber am folgenden Tage dem Werksarzt vorzustellen, damit der genaue Befund einschließlich Herzstromkurve erhoben und schriftlich niedergelegt wird. Diesen Untersuchungsgang zu befolgen, liegt im Interesse eines jeden, der von der Kohlenoxydvergiftung betroffen wurde.

Und was tut derjenige, bei dem die Untersuchung ergeben hat, daß Krankenhausaufnahme nicht erforderlich ist, nachdem der Krankenwagen ihn nach Hause gebracht hat? Er legt sich zu Bett, öffnet die Fenster, läßt frische Luft ins Zimmer, raucht nicht und trinkt keinen Alkohol. Am anderen Tage werden ihn die Kohlenoxydgeister wieder verlassen haben, und er fühlt sich wieder wohl. Stellen sich erneut — auch im weiteren Verlauf — Beschwerden ein, so stellt er sich dem Werksarzt wieder vor, der seinen Erstbefund kennt und so eine Vergleichsmöglichkeit hat. Es kommen, wenn auch selten, Spätschäden nach Gasvergiftungen vor. Anhand des Erstbefundes ist es dann für den Werksarzt ein leichtes, den Betroffenen bei eventuellen Rentenansprüchen erfolgreich zu vertreten.

— Dr. Klausenz —

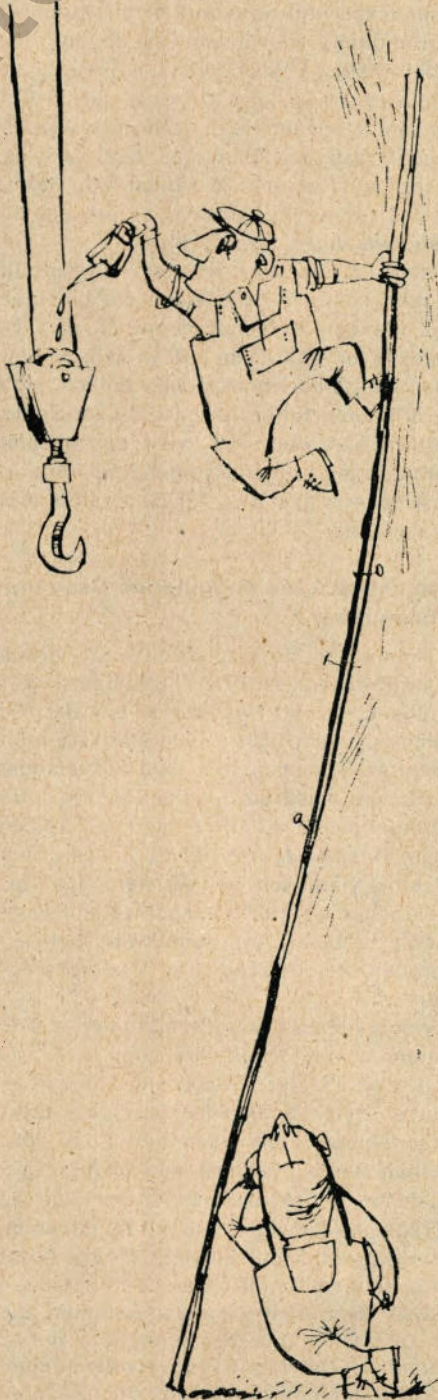


Arbeiten will gelernt sein

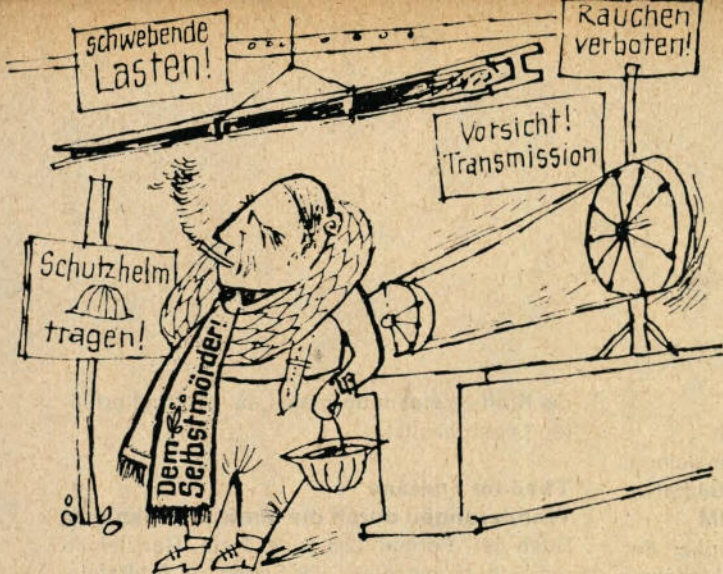
Immer, wenn das Semester zu Ende geht, Ende Februar und Ende Juli, bereitet sich die Westfalenhütte auf den Ansturm von Praktikanten aus nah und fern, aus allen Teilen der Bundesrepublik und bisher zweiunddreißig Ländern der Erde vor, die die Semesterferien arbeitend in unseren Betrieben verbringen wollen. Die meisten von ihnen sind, als Studierende technischer Facheinrichtungen, schon ein- oder zweimal dagewesen. Sie „kennen den Rummel“, von der schriftlichen Bewerbung und Vorstellung bei Personalabteilung und Arbeiterannahme an bis zur Stippvisite in der Betriebskrankenkasse. Der Besuch bei der Abteilung Arbeitsschutz, der vom Sicherheitsingenieur abgezeichnet werden muß, erscheint manchem „alten Hasen“ ziemlich überflüssig: „Das kennen wir doch alles schon.“ Je älter und erfahrener aber der Hase zu sein meint, der einmal und dann noch einmal zwei Monate im Walzwerk oder in der Zureicherei verbracht hat, um so beherzigenswerter sollte er den Grundsatz finden:

„Stell di dumm, dann geit's di god“

Während man nämlich von einem Neuling erwarten kann, daß er zu unerfahren und zu scheu ist, um durch unbefugtes Anfassen u. dgl. Unfälle zu verursachen und Unheil anzurichten, muß man von einem, der schon mal in die Praxis hineingerochen hat und außerdem ihre Theorie auf der Universität oder technischen Hochschule erforscht, befürchten, daß er nach der Devise „Selbst ist der Mann“ Elektromotoren „eben“ selber reparieren zu können glaubt oder daß er mit einem raschen Griff Maschinen erproben möchte, die gerade stillstehen und außerdem mit einem Schild „Achtung, nicht einschalten“ behängt sind. — Je mehr einer schon weiß, um so wichtiger ist es für ihn, die auf Unfallverhütung abgestellte Arbeitseinweisung des Sicherheitsingenieurs immer noch einmal zu hören. Denn in dem Maße, wie seine



Oben: Sicherheitsingenieur Hermann Zehntler weist Praktikanten auf Unfallquellen hin und erklärt ihnen die Unfallverhütungsmaßnahmen, die sie während ihres Einsatzes auf unserm Hüttenwerk beachten müssen



Hüttenkundliche „Gebrauchsanweisung“ für unsere Praktikanten

Kenntnis der Zusammenhänge und sein Wissen vom betrieblichen Ablauf wächst, müßte er tieferes Verständnis für die

Spieleregeln der Maloche haben

Die Spielregeln für die Arbeit in unserem gemischten Hüttenwerk heißen Unfallverhütungsvorschriften. Wenn sie nicht beachtet werden, kommt es während der Semesterferien zu den berüchtigten und von den Betrieben zu Recht gefürchteten „Praktikantenunfällen“. Durch die gründliche Vorbereitung auf die Arbeit und ihre Gefahren konnte ihre Zahl schon erheblich gesenkt werden. Der Praktikant, der den gleichen Versicherungsschutz genießt wie jedes Belegschaftsmitglied, hat auch die gleichen Pflichten. Er muß den kürzesten Weg ins Werk benutzen, darf Alkohol weder in der Tasche noch im Blut haben. „Entdeckungsreisen“ und „Besuchswegen“ auf dem Werksgelände sind ihm untersagt, und auf „schwebende Lasten“ soll er ebenso achten wie auf die einhundertundsechzig im Werksgelände verlegten Gleiskilometer unserer Werkseisenbahn, und er soll sich unter großem Gelächter den todernst gemeinten Satz einprägen:

„Ich darf im Dienst nicht schlafen!“

Denn: ein Atemzug von dem geruchlosen Gichtgas genügt, um einen Menschen vorzeitig ins Jenseits zu befördern. Merkblätter, für die Betriebe gesondert zusammengestellt, weisen schriftlich auf spezifische Gefahrenquellen hin. Die Notwendigkeit, Schutzhelm, enganliegende Arbeitskleidung und Sicherheitstiefel oder Sicherheitshalbschuhe zu tragen, leuchtet ein. Auch der Hinweis des Sicherheitsingenieurs darauf, daß man in einigen Jahren selbst an verantwortlicher Stelle zu stehen hofft und bereits als Schichtassistent volle Verantwortung trägt und mit den Unfallverhütungsvorschriften genau vertraut sein muß, „kommt an“ bei den Praktikanten. Sie begreifen, daß

das Praktikum ein Prüfstein

ist. Arbeitsschutz und Betriebshygiene müssen ganz groß geschrieben werden, wenn man nicht nur den erwünschten Tonnen zuliebe „Knochen

verheizen“, sondern sicher produzieren will, und in den Betrieben kann man viele aufmerksame und lernwillige Arbeitskameraden brauchen, aber keinen einzigen arroganten Pinsel.

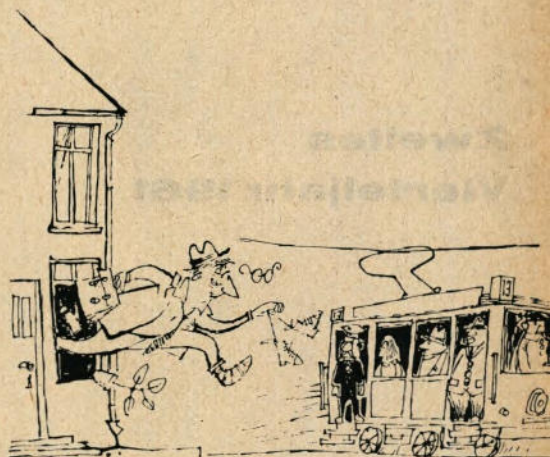
Außer den in den Semesterferien bei uns arbeitenden Praktikanten treffen wir ebenfalls „ferienhalber“ arbeitende Werkstudenten verschiedenster Fakultäten und angehende Studierende technischer Facheinrichtungen, die für Hochschulen ein halbes Jahr, für Fachschulen zwei Jahre Vorpraktikum in unserer Lehrwerkstatt absolvieren. Lehrlinge und Praktikanten aus dem Ausland, die zur Aus- und Weiterbildung bei uns beschäftigt sind, wohnen vielfach in unserem Ledigenheim in Eving, in dem sie auch verpflegt werden. Im Laufe der letzten Jahre sind in steigendem Maße ausländische Lehrlinge, Praktikanten, Werkstudenten, aber auch Führungskräfte und Ingenieurassistenten zu befristeter Weiterbildung zu uns gekommen.

Aus zweiunddreißig Ländern

verzeichneten wir: Ägypten 33, Äthiopien 22, Algerien 2, Belgien 2, Brasilien 1, Burma 3, Chile 3, England 28, Frankreich 9, Griechenland 11, Holland 4, Indien 112, Italien 2, Japan 1, Jordanien 3, Jugoslawien 12, Luxemburg 1, Manila 1, Nord-Vietnam 2, Österreich 5, Pakistan 1, Persien 8, Portugal 12, Saudiarabien 1, Spanien 9, Südkorea 1, Schweden 2, Schweiz 5, Syrien 1, Türkei 8, Ungarn 3, Venezuela 3. Mit Verständnis, Geduld und Humor gelingt es, jedem ausbildungsmäßig gerecht zu werden und alle

unter einen Helm zu bringen

Nur wenn ein Angehöriger der indischen Sekte der Sikhs sich aus religiösen Gründen beharrlich weigert, den Turban auf seinem niemals geschnittenen Haupthaar mit einem Schutzhelm zu vertauschen, muß eine Ausnahme die eiserne Unfallschutzregel bestätigen. Was kann man machen, wenn er lieber weniger verdienen als gegen seine rituellen Vorschriften verstoßen will? Da muß man ihn eben an einem weniger gefährdet erscheinenden Platz einsetzen und hoffen, daß die Schutzfähigkeit des Turbans durch nichts Hartes, von oben Fallendes auf die Probe gestellt wird.



NEUE BÜCHER DER BÜCHER- GILDE

**Zweites
Vierteljahr 1961**

Hürlimann/Clemen/Meyer

Gotische Kathedralen in Frankreich

Buch 584, Format 22 x 31 cm, Ganzleinen, Schutzumschlag, 212 Seiten mit 160 Bildtafeln und drei Farbtafeln, Tiefdruck, 16,20 DM

Ein großartiger Bildband, der die Schönheit der gotischen Kathedralen in 18 verschiedenen französischen Städten zeigt, darunter die berühmten Meisterwerke in Reims, Chartres, Amiens und Paris.

Heinrich Gerlach

Die verratene Armee

Buch 585, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 548 Seiten, 7,05 DM

Dieser Bericht über Stalingrad zeigt nicht nur das Ausmaß dieser entscheidenden Niederlage, sondern auch die seelischen Kämpfe mit jener Glaubwürdigkeit, die nur ein daran Beteiligter erbringen kann.

John Knittel

Arietta

Buch 586, Format 12,5 x 19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 338 Seiten, 5,35 DM

Arietta, die feinnervige Gattin eines geld- und machthungrigen europäischen Industriellen in Marokko, entflieht der für sie qualvollen Atmosphäre und findet in einem Fischerdorf neue Bindungen.

Czeslaw Milosz

Tal der Issa

Buch 587, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen, 273 Seiten, 4,50 DM

Die Issa ist ein Flößchen im polnisch-litauischen Grenzgebiet, ihr Tal die Heimat des Knaben Thomas Surkont. In die Erzählung seiner Kindheit hat der Autor viel Autobiographisches verwoben.

Pearl S. Buck

Frau im Zorn

Buch 588, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 312 Seiten, bis 30. 9. 1961 4,20 DM (zusätzlich zum Quartalsbuch), ab 1. 10. 5,35 DM

Die Geschichte eines Gentleman-Farmers zur Zeit der amerikanischen Gründerjahre. Die Kämpfe um die neugewonnene Freiheit der Negersklaven.

Carl Zuckmayer

Die Fastnachtsbeichte

Buch 589, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 288 Seiten, mit Zeichnungen von Werner Labbé, 5,35 DM

Im Mainzer Dom wird ein Ermordeter aufgefunden. Ganz allmählich wird das Verhängnis sichtbar, das alle Beteiligten mit der dunklen Tat verbindet.

Iwan A. Gontscharow

Oblomow

Buch 590, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen, 579 Seiten, 7,05 DM

Die großartige Geschichte eines seltsamen Menschen, der trotz der besten und schönsten Anlagen des Geistes und des Gemütes nicht

die Kraft zu einem normalen, tätigen und erfüllten Leben besitzt.

Theodor Fontane

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

Buch 591, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 338 Seiten, 48 Bildtafeln, 6,15 DM

Das Buch bietet ein kulturhistorisches Landschaftsbild, es bringt in buntem Gemisch Städtebilder, Anekdoten, persönliche Eindrücke und Einsichten.

Andreas Feininger

Das Buch der Farbfotografie

Buch 592, Format 14,5 x 22,4 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 318 Seiten, zahlreiche Zeichnungen, 16 Farbtafeln, Tabellen und Sachregister, 10,80 DM

Dieser Band ist ebenso gut, so praktisch, so vielseitig wie „Das Buch der Fotografie“. Es vermittelt den neuesten Stand der Technik.

Carus Sterne / Aglaia v. Enderes

Unsere Pflanzenwelt

Buch 593, Format 17 x 24,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 620 Seiten mit 193 farbigen und 335 schwarzweißen Abbildungen, Register, 13,50 DM

Die ausführliche Darstellung der Blumen, Gräser, Bäume und Sträucher, der Pilze, Moose und Farne ist für jeden Naturfreund ein schier unerschöpfliches Nachschlagewerk. Als Anhang „Pflanzen für Zimmer, Balkon und Hausgarten“.

Sergej Prokofieff / Frans Haacken

Peter und der Wolf

Buch 594, Format 25 x 22,5 cm, Halbleinen, 60 Seiten mit vielen mehrfarbigen Bildtafeln, 4,50 DM

Die von dem russischen Komponisten selbst gedichtete und vertonte Geschichte von Peter und den Tieren wurde durch die Illustrationen von Frans Haacken zu einem besonders reizenden, originellen Bilderbuch.

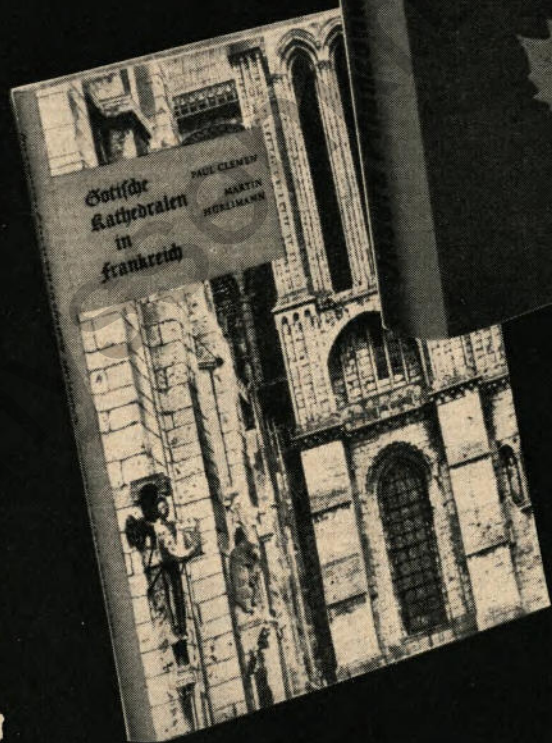
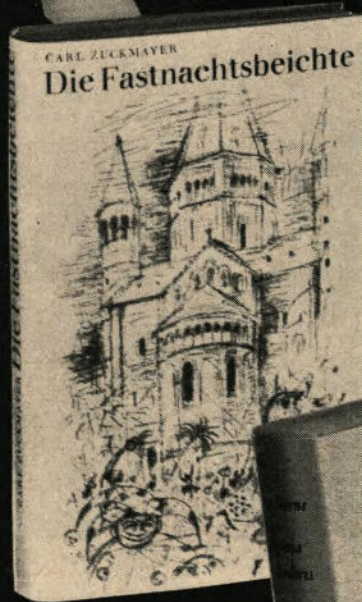
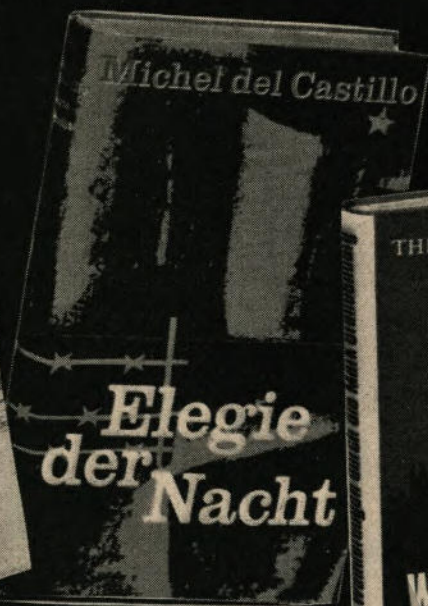
Michel del Castillo

Elegie der Nacht

Buch 605, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 260 Seiten, 4,50 DM

Die Autobiographie eines jungen Spaniers, die viel Aufsehen erregt hat und die mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet wurde. Ohne Pathos erzählt der heute 27 Jahre alte Autor, was er erlebte.

Die angegebenen Preise der Bücher gelten nur für solche Mitglieder der Büchergilde, die in unserer Kartei (Pressestelle) geführt werden. Der monatliche Mitgliedsbeitrag, der voll auf die Bücher angerechnet wird und für Werksangehörige 1,50 DM beträgt, wird monatlich von der Lohn- bzw. Gehälterkasse einbehalten. Bei Anfragen wende man sich an den Vertrauensmann des Betriebes bzw. der Abteilung oder unmittelbar an die Pressestelle, Dechenstr. 22 (Verwaltungsgebäude Kaiserstuhl II), Werkruf 21-451 (Fr. Laufer).





Ein Kapitel über die verschämten Köche in unseren Reihen

Reinhardt: „Onkel Schnell,
du kochst ja wie eine Frau“

Fritz Halbsgut: „Kartoffelsuppe
und geschmorter Hund“

Papa schwingt den Kochlöffel

Der erste Koch ist aller Wahrscheinlichkeit nach Prometheus gewesen. Der Knollenwirtschaft und der ewigen Fruchtsalate seiner „Kalten Mamsell“ müde, dürfte der Entschluß: „Es muß endlich ‚Warme Küche‘ auf Erden geben“, den entscheidenden Anstoß zu jenem Raubzug in den Himmel gegeben haben, den er nachher mit seiner Freiheit und seiner Leber so teuer bezahlen mußte: Er klaubte den Göttern das Feuer.

Es hat lange gedauert, bis die Frau dann auch mal an den Herd durfte. In der Märchenliteratur der Völker ist immer nur von dem Koch die Rede. Taucht wirklich mal eine Köchin auf, so nur, damit sich einer einen Spaß mit ihr machen oder sie gründlich auf den Arm nehmen kann.

Bis in unsere Zeit hinein haben im Gaststätten-gewerbe und im Großbetrieb der Chefkoch und der Küchenmeister ihre Herrschaft am Herd unbestritten behauptet. Noch zur Fernsehstunde sitzen andächtige Hausfrauen mit gezücktem Bleistift in Clemens Wilmenrods Küche. Aber wir wollen weder von ihm noch von berühmten (Hobby-)Köchen der Weltgeschichte wie Verdi, Rossini, Dumas, Balzac, Goya, Eisenhower, Schostakowich u. a. erzählen, sondern von einigen unter unseren Belegschaftsmitgliedern,

die zwar keine berühmten, dafür aber um so tüchtigere Köche sind.

Zuerst muß man sie finden. Dann muß man jedem zureden wie dem berühmten lahmen Gaul, und dann scheuen sie noch das Licht der Öffentlichkeit. Sozusagen mit der Küchenschürze vorm Bauch in die Werkzeitschrift zu kommen, war einem „Spezialisten für gegrilltes Geflügel“ nicht gut genug. Einer erzählte des langen und breiten von seinem Schwager, der so vorzüglich kochen, vor allem aber backen könne, daß er alle Hochzeiten, Kindtaufen usw. in der weiteren und weitesten Verwandtschaft „beliefern“ müßte. „Großartig! Wo arbeitet der Mann?“ — „Leider nicht bei uns auf der Hütte.“

Mit „Thüringer Klößen“ war es nichts

Endlich fand sich einer, der seiner kochtechnischen Ausbildung und seinen Lebensverhältnissen nach das Ideal eines Hobbykochs darstellte: Als siebenjähriger Junge hatte er mit einem Grießbrei angefangen, der „nur Zucker“ war, und hatte sich dann sozusagen aus dem Gröbsten herausgekocht. Für sein Leibgericht „Thüringer Klöße“ war schon ein halbes Dutzend Kollegen eingeladen, die die dazu benötigten rohen Kartoffeln reiben und die Mastgans für die fette Soße sogar spendieren



wollten — da fingen die nicht eingeladenen Kollegen dermaßen an zu hänseln und zu sticheln, daß der Fotograf, der auch zwei „kinderkopfgroße“ hätte haben sollen, wieder abbestellt werden mußte: „Ich würde ja meines Lebens nicht mehr froh werden.“

Er schwört auf Suppenwürfel

Die nächste Niete wurde in unserer Buchbinde-rei gezogen. Wenn man Köche sucht wie Steck-nadeln in einem Heuhaufen, geht man natürlich dem Gerücht von einem nach, der „ganz prima“ kochen soll. Gerade gestern hatte er wieder was zum Frühstück ausgedacht, das seinesgleichen nicht finden würde. Was Milch, was Kaffee! Suppe mußte man zu den Kniften haben. Der Würfel hier war eine „gute, neue Sache“. Suppe hält vor, und das ist gut, wenn die Frau für einen Tag verreisen muß.

Das Wasser wurde immer schon mal aufgesetzt, während Hans auf einem gewissen Örtchen verschwand. In Windeseile knickten seine Kollegen Pappreste so zurecht, daß sie Würfelform bekamen. Die Attrappe legten sie dahin, wo die „gute, neue Sache“ auf den Kochprozeß gewartet hatte. Hans kam zurück. Das Wasser kochte. In seinem Eifer merkte er nicht, daß der

Würfel verdächtig leicht war. Er warf ihn ganz hinein. Nach wenigen Sekunden schwammen zwei Pappstückchen auf dem wallenden Wasser. „Prima“, schmunzelte Hans, „das war schon abgeteilt für zwei Tassen.“ Als er die Pappe herausgefischt hatte, schmunzelte er nicht mehr: „Ihr Saupack“, sagte er zu seinen plötzlich in allen Ecken außerordentlich beschäftigten Kollegen, von denen sich die jüngeren am liebsten vor Vergnügen auf der Erde gewälzt hätten.

Kartoffelsuppe und geschmorter Hund

Fritz Halbsgut, Werkschutz, Eingang Stockheide, ist bei Portionen für mindestens vierzig Mann zuständig. Wenn es je einen Selfmade-man gegeben hat, dann ist er es im Kochen. Vierzig Mann wurden eines Tages in einem französischen Gefangenlager für Straßenbauarbeiten abgestellt. Sie sollten ein Lager für sich bilden. „Wer kann kochen?“ Keiner meldete sich. „Muß doch einer dabei sein, der kochen kann?“ Beim drittenmal ging Fritz Halbsgut ein Talglicht auf: Wer hier kocht, der braucht keine Steine zu kloppen. Eilig hob er den Finger.



Als erstes wurde ein Herd aus Ziegeln gebaut. Als zweites wurde ein Topf darauf gestellt mit Wasser und Kartoffeln. Als das lange genug gekocht hatte, war die Kartoffelsuppe fertig. Nach sieben Tagen kam man gemeinsam auf den Trichter, daß mehr Kartoffeln und weniger Wasser zusammen Kartoffelpüree ergeben müßten. Andere Schlüsse gab es nicht zu ziehen, denn mehr Zutaten waren weit und breit nicht zu finden, bis es eines Tages Rinderschmorbraten gab. „Fritz, wo in aller Welt...?“ — „Mein Geheimnis. Wenn's euch nur schmeckt. Es schmeckt doch?“ — „Und ob.“ Als sie satt waren, entsann sich dieser und jener des großen Hundes, der tags zuvor auf ihrer Strecke überfahren worden war. Und dann beschlossen sie, Abordnungen loszuschicken, die für morgen und die folgenden Tage „Fleisch des Waldes“, lies Pilze, sammeln sollten. Endlich hatte man sich mit den Bauern so weit angefreundet, daß man von ihnen Kraut bekam und unendlich viele Porreestangen, „so dick wie mein Arm“. Und im Laufe von zwei Jahren erlangte Koch Halbsgut auch im Backen so viel Routine, daß er den ehrenvollen Auftrag einer Bauersfrau übernehmen konnte, ihr für eine Feier zwei Bleche Pflaumenkuchen zu backen. Die Frau mußte selber herzlich wenig davon

verstehen, sonst hätte sie nicht außer anderen Backmaterialien zehn Pfund Butter (zehn!) dagelassen. Fritz Halbsgut „vermachte“ drei Pfund von der kostbaren Butter in dem Kuchen. Der Rest wurde durch vierzig geteilt. Sein Rat an alle, die jemals irgendwo, irgendwann für Landser kochen müssen: Vom Pferd sind Herz, Lunge und Leber am meisten zu empfehlen.

Als Wandervogel schlief er auf Eiern

Der „aktive“ Koch Albert Schnell war dreißig Jahre lang Hauer auf Kaiserstuhl und wurde dann Bote im Kaltwalzwerk. Schon als Wandervogel hat er Kartoffeln, auf Stückchen durchwachsenen Specks roh gebraten, zu seinem Lieblingsgericht erkoren. Damals kam noch ein Spiegelei oben auf jede Portion. Heute zieht er ein Achtel Leberwurst drunter (unmittelbar vor dem Anrichten, damit das Aroma nicht verbrät). Die schönste Erinnerung an damals verbindet sich mit einem „organisierten“ Huhn, das „Falkenauge“ getauft wurde, ehe es im Topf verschwand. Der Boden des Topfes wurde nie gescheuert: je schwärzer er war, um so weiter mußten die Wanderer ja herkommen. Wenn sieben Jungen abends beim Bauern ins Heu kriechen durften, gab es natürlich kein Licht. Albert Schnell kann Neugierigen verraten, wie es sich schläft, wenn man in ein Hühnerneest mit schätzungsweise fünfzehn Eiern hineingefallen ist.

„Mir liegt Kochen sehr“,

sagte er, als eine Schicksalsfügung ihn vor drei Jahren wieder zum Junggesellen machte. Er schwor sich, daß er sich nichts abgehen lassen würde: mittags Werkschänke und abends noch mal warm, das sollte das Gerüst des Tages werden. Gulasch, Rosenkohl, Rotkapps mit Kotelett, Reibekuchen — die Liste der Abwechslungsmöglichkeiten riß gar nicht ab. Als Puddingfeinschmecker kocht er immer zwei Sorten, die dadurch erst köstlich werden, daß sie einander ergänzen: Schokoladen- und Vanillepudding. Heringe, die zu Pellkartoffeln ein „schnelles Essen“ ergeben, werden selber eingelegt, gleich ein Dutzend, in Essig, Rogen, Milcher, reichlich Zwiebeln und Lorbeerblatt.

Linsensuppe kocht man natürlich für zwei Tage. Außer Mettwürstchen kommen Schwarten hinein, Petersilie, die Herzstücke von Sellerieblättern. Wenn der kleine Reinhardt aus der Nachbarschaft, der manchmal beim Einkaufen hilft, auch einen Teller vorgesetzt bekommt, sagt er anerkennend: „Onkel Schnell, du kochst ja wie eine Frau.“ — Salat gibt man dem Jungen besser nicht, denn der wird nach gründlichem Waschen („soll ja nicht zwischen den Zähnen knirschen“) mit Essig, Öl, Zwiebeln, Pfeffer („gerade für'n Mann“) „möglichst sauer“ angemacht. Heben wir also eine Portion rote Grütze mit Vanillesoße für Reinhardt auf.

Die Regelmäßigkeit der Mahlzeiten, die Abwechslung und sicherlich auch die Liebe, mit der sie zubereitet werden, alles das bewirkt, daß „Koch Schnell“ außer einem Unfall vor vielen Jahren noch niemals krank gewesen ist. Für den nötigen Appetit sorgt die viele frische Luft, die er auf seinen dienstlichen Mopedfahrten schluckt. Fertiggerichte im aufschneidbaren Beutel, wie sie jetzt für Junggesellen auf den Markt kommen, sind nichts für einen, dessen Freude gerade darin besteht, die Gerichte selber fertig zu machen.



Schwerbeschädigte brauchen Verständnis

Der Beschwerdeausschuß bei der Hauptfürsorgestelle tagte im März im Konferenzzimmer unseres Verwaltungsgebäudes. Der Ausschuß, dem führende Vertreter von Regierung, von Arbeits- und Fürsorgeämtern, von Justiz- und anderen Behörden angehören, entschied über eine Reihe von Fällen, die bis zum Beschluß der Hauptfürsorgestelle vorverhandelt waren. Es ging um die Auslegung bestimmter Paragraphen des Schwerbeschädigtengesetzes, demzufolge jeder Betrieb eine vorgeschriebene Reihe von Pflichtplätzen für Schwerbeschädigte freihalten muß.

Der einsichtige Betriebsleiter wird sich darüber klar sein, daß bei einem schwerbeschädigten Arbeitnehmer manchmal der gute Wille durch gewisse Ausfallerscheinungen beeinträchtigt wird. So muß man bei Schwerbeschädigten mit mehr Fehlzeiten rechnen; man kann kaum einen von ihnen einen Arbeitsplatz in einer Außenstelle zumuten, der mit vielen täglich zurückzulegenden Fahrkilometern verbunden ist. Auch ein betrieblich notwendiger Arbeitsplatzwechsel wirkt sich oft für einen Schwerbeschädigten viel ungünstiger aus als für einen Gesunden. Der Ausschuß war sich darüber einig, daß man allenthalben bemüht bleiben müßte, nicht nur beim Vorgesetzten des Schwerbeschädigten, sondern auch bei seinem Nebenmann am Arbeitsplatz Verständnis zu erwecken für die vielfachen Behinderungen, die ein Schwerbeschädigter beim Bestehen des Lebenskampfes in Kauf zu nehmen hat.



Hänsken soll nach Bagdad fliegen



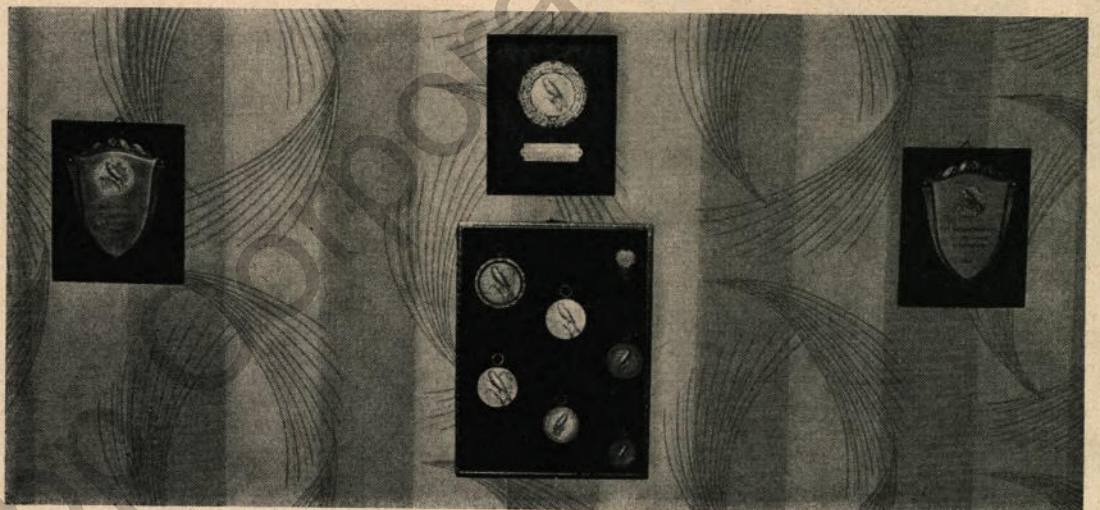
Die erfolgreichen Kanarienzüchter unter unseren Belegschaftsmitgliedern, die die „Westfalenhütte“ vor einigen Jahren vorstellen konnte, haben es als Mitglieder des „Kanarienzucht- und Vogelschutzvereins Ideal“ gut getroffen. Normalerweise kommt von den siebzehn Orten, in denen die etwa sechstausend Züchter des Bundesgebietes vereinsweise organisiert sind, jeder alle siebzehn Jahre als Bundeskongreßstätte dran. Wenn Dortmund, das 1958 erst den Bundeskongreß in seinen Mauern beherbergte, schon wieder für 1961 als Bundeskongreßstadt ausersehen wurde, so ist das auf Fleiß und Eifer aller Mitglieder ebenso zurückzuführen wie auf die „besonderen Verdienste“, die den Deutschen Kanarienzüchter-Verband bewogen haben, unserem Erich Splittgerber die silberne Ehrennadel zu verleihen.

Erich Splittgerber, Kranführer, Walzwerk IV/V, hat die Nadel gelassen in ein schwarzes

sie im großen Gemeinschaftskäfig den alten abgelascht haben, im Einzelstudium. Noch können sie einander sehen. Nach zwei bis drei Wochen aber werden Trennwände zwischen die Käfige geschoben. Nun wissen sie nur noch voneinander durch Hohlrolle, Wasserrolle, Klingelrolle, Knorren, Schockeln, Glucken, Pfeifen — was so jeder vor sich hinschmettert. Fast ist es, als fühlten sie, daß diesmal mehr von ihnen verlangt wird als von ihren Vätern im vorigen Jahr und ihren Groß- und Urvätern in den Jahren davor: Die haben sich nämlich schon so prächtig bewährt, daß das für die Meisterschaft erforderliche Leistungsniveau von mindestens 320 Punkten heraufgesetzt werden mußte auf mindestens 327.

Wie jeder Züchter, sitzt in den Wochen vor der Meisterschaft Erich Splittgerber kritisch vor jedem „Satz“ von vier Hähnen. Dreimal am Tage müssen sie ihm eine halbe Stunde lang — genau wie später dem Preisrichter — ihre

Silberne Kanarien- züchternadel für Kranführer



Erich Splittgerber findet es gar nicht so einfach, unter achtzehn schmetternden Hähnen die Auswahl für die Vereinsmeisterschaft zu treffen

Wenn die Hänskes weiter Preise verdienen, ist die Wand bald voll

Die silberne DKV-Ehrennadel

Samtkissen gesteckt, in dem schon andere Auszeichnungen prangen, und die Urkunde hat er zwischen andere Leistungsnachweise gehängt. Er ist nicht nur ein organisatorisch und rechnerisch tüchtiges Vereinsmitglied, sondern Züchter ist seine Leidenschaft. Vogelzucht erlebte er schon im Elternhaus. Als Junge sammelte er Raupen, um zuschauen zu können, „was da 'rausschlüpfte“. Dann hatte er eine glückliche Hand mit Fischen.

Anfangen hat er vor einigen Jahren mit drei Hähnen und sechs Weibchen. Wenn es auf die Vereinsmeisterschaft zuging, fragte er sich damals wie heute: „Haben die Vogeleltern zusammengepaßt? Haben sie gut vererbt?“ Nur geht es heute darum, die Nachkommenschaft von achtzehn Hähnen und dreißig Weibchen kritisch abzuhorchen, um eine Eliteauswahl für die Meisterschaft zu treffen, die auf Vereins- wie auf Bundes- und Weltebene in einem nach vielen komplizierten Regeln veranstalteten Wettsingen besteht.

Anfang Oktober fangen die Vorbereitungen zur Prüfung an. Die jungen Hähne kommen jeder in ein kleines Kästchen und vertiefen das, was

Künste vorführen. Sollte sich einer „einen falschen Ton“ einfallen lassen, so wird er aus dem Rennen genommen, ehe er überhaupt eingestiegen ist: „Zieh dich ins Privatleben zurück, Hänsken. Aus dir wird im Leben kein Mario del Monaco.“

Die anderen gewöhnen sich daran, sobald sie „ins Licht“ kommen, sozusagen auf Kommando, dreißig Minuten lang ihr Bestes zu geben. Einem „Siegervogel“ winkt ein „Vertrag“ nach Amerika oder neuerdings sogar nach Bagdad. Hänsken ist es gleich, wo er singt. Wenn er Bedingungen stellen dürfte, würde er vielleicht nach dem Harem fragen, den ein Star „bei Kalifens“ erwarten kann. Und man würde ihm nicht verraten dürfen, daß er sich den Harem aus dem Kopfe schlagen muß. Kriegte er ihn, sänge er nämlich nicht.

Auf der diesjährigen Vereinsmeisterschaft machte Erich Splittgerber mit 339 Punkten den mit der Verleihung der Bundesmedaille und der Vereinsmedaille verbundenen dritten Preis. Den ersten errang mit 345 Punkten der Vorsitzende des „Kanarienzucht- und Vogelschutzvereins Ideal“, Bernhard Heinrichsrüscher.

LAPPE

AUS'M MARTINWERK



WIE WEIT DER LEICHTSINN GEHEN KANN
ZEIGT WIEDER EINMAL UNSER MANN
AUF DIE FRAGE DES KOLLEGEN
IST ER MUTIG UND VERWEGEN

ER IST SCHON EIN DOLLES HAUS
UND WEICHT DER GEFAHR NICHT AUS
DIE LAMPE FLIEGT JHM UM DIE OHREN
VERNUNFT HAT WIEDER MAL VERLOREN



H. Kalisch

Einen Blick auf London, wie man
ihn typischer kaum treffen kann,
bietet dieses Foto von
Elisabeth Pfefferkorn-Niggemeyer



Auf dem Kontinent mag man auf die individuelle Note wert legen, darauf, daß man anders ist als die andern, in der Kleidung, im Auftreten, im Wohnen, Mister Smith dagegen ist stolz darauf, daß er sich in nichts von seinen Mitbürgern unterscheidet, denn nichts ist John Smith verhaßter als aufzufallen.

Schlecht geht es ihm nicht, unserem englischen Durchschnittsbürger John Smith. Im Gegenteil, es geht ihm sogar von Jahr zu Jahr besser. Die stille soziale Revolution, die 1945 begann und die sich immer stärker durchgesetzt hat – von der Labour-Regierung in Gang gesetzt, aber von den Konservativen behutsam fortgeführt –, hat sich inzwischen auszuwirken begonnen. Es gibt weniger Reiche, aber auch die Zahl der Armen hat sich entschieden verringert. John Smith gehört zum Mittelstand. Er ist Facharbeiter in einer Nähmaschinenfabrik. Er ist 32 Jahre alt, 1,67 Meter groß, siebzig Kilo schwer, verheiratet, mit zwei Kindern. Rein aus Zufall kann er auf diese Werte des Durchschnittsengländers hinweisen. Seine Frau Mary eifert ihm mit ähnlichen Durchschnittsmaßen nach, wenn sie sie auch nicht ganz erreicht. Bei 1,57-Meter Körpergröße und 64 Kilogramm Gewicht hat sie einige Pfund mehr als die englische Durchschnittsfrau.

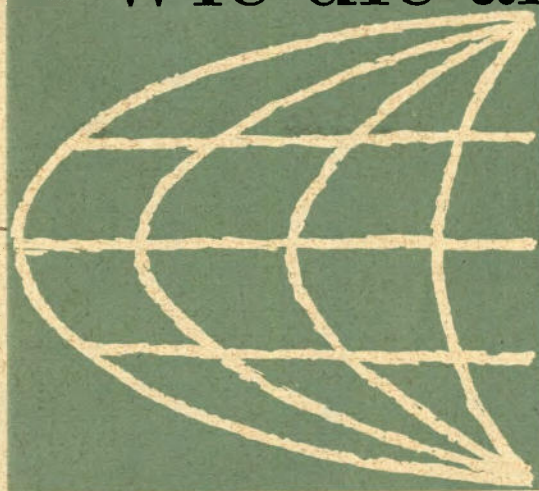
Die Miete ist erträglich

Smiths sind seit zehn Jahren verheiratet. Die beiden Jungen gehen zur Schule, aus der sie erst am Nachmittag zurückkehren. Darüber ist Mary natürlich nicht böse, zumal die Kinder in der Schule kostenlos Milch und mittags für sechzig Pfennig einen guten Imbiß bekommen. So kann sich also die Mutter in aller Ruhe um ihre Wohnung kümmern, für die sie übrigens nur neun Prozent ihres Einkommens an Miete zahlen muß. Dabei wohnen Smiths in einem der neuen Wohnblocks, die in den vergangenen Jahren zum Teil mit staatlichen Geldern gebaut wurden. In den ersten Nachkriegsjahren waren vier Fünftel aller Neubauvorhaben (insgesamt 3,34 Millionen Neubauwohnungen nach 1945) Sache des öffentlich-gemeinnützigen Wohnhausbaus. Inzwischen hat sich die Lage grundlegend geändert. 1959 übertraf die Zahl der privaten Neubauwohnungen zum erstenmal die der öffentlichen Bauherren.

Smiths sind an dieser Frage brennend interessiert. Denn sie haben den sehr englischen Wunsch, in einigen Jahren selbst in ein eigenes Einfamilienhaus – mit Kamin versteht sich – zu ziehen. Die Aussichten dafür sind nicht schlecht. Der Staat gibt eine Garantie für Hypotheken, die über achtzig Prozent des Gebäudewerts hinausgehen, dadurch ist eine Belastung von 95 v. H. des Gebäudewerts möglich. Jedenfalls bringen Smiths schon heute einschneidende Opfer für diesen Traum, und mancher Wirtshausbesuch Johns unterbleibt, weil er an den Garten denkt, der sein Traumhaus demnächst umgeben soll.

► Jeder Engländer liest durchschnittlich zwei Zeitungen pro Tag. Er will sich fern aller Parteigebundenheit stets auch über die andere Seite unterrichten. Hier, in der Fleet Street mitten in London, sind die größten englischen Verlage zu Hause

Wie die andern leben





Auf das gute Frühstück wollen sie nicht verzichten

Sorgen macht John und seiner Familie freilich der Gedanke an den dann notwendig werdenden weiten Anfahrtsweg zum Werk. Das ist für viele seiner Arbeitskollegen die Regel, aber bisher hatte John Smith Glück: er konnte seine Arbeitsstätte zu Fuß erreichen – zum Nutzen seiner Freizeit und seiner Börse. Zum Glück braucht John Smith erst so spät zur Arbeit aufzubrechen, daß er noch Gelegenheit hat, mit seiner Familie zu frühstücken. Und ein gutes, nahrhaftes, handfestes Frühstück mit einem Haferbrei, mit Speck und Spiegeleiern oder

Räucherfisch, Rührei auf getoastetem Brot, Würstchen und Tomaten wird nicht allein von John, sondern von der Mehrzahl seiner Landsleute geschätzt. Mittags ißt John Smith wie fast allgemein üblich in der Kantine. Zwischen fünf und sechs Uhr ist dann der „high tea“, die Abendmahlzeit, die die Familie wieder vereint und die von der Mutter vorbereitet wurde. Es gibt Salat, Eier, vielleicht kaltes Fleisch, Marmelade und Kuchen. Nicht zu vergessen ist der Tee, den man immer trinken kann. Der wöchentliche Durchschnittsverbrauch des Durchschnittsengländers: dreißig Tassen Tee. Sie dürfen ruhig in einer beschädigten irdenen Tasse angeboten werden, wenn nur dessen zeremonielle

▲ John Smith hat Feierabend. Doch bevor er zu Hause ankommt, muß er mit dem Bus und mit der U-Bahn sechzig Minuten lang die Acht-Millionen-Stadt London durchqueren

▼ Häßliche Straßen gibt es in allen Großstädten der Welt. Auch in England wird viel gebaut. Zwischen 1949 und 1958 hat die Zahl der verfügbaren Wohnungen um 20 v. H. zugenommen. Doch das Ziel – Auflockerung der unförmig gewordenen Großstädte – liegt noch in weiter Ferne



◀ Vom eigenen Haus, auch wenn es als Doppelhaus gebaut ist und in einer langen Reihe gleicher Häuser steht, träumen viele Briten. Deshalb sind auch diese endlos scheinenden Vorortstraßen mit den einstöckigen Doppelhäusern und dem kleinen Vorgarten zu einem der Wahrzeichen Londons geworden

Bereitung unter keinen Umständen durchbrochen wird: zuerst Zucker, dann Milch, dann Tee. Überhaupt: der Tee.

„Tee bedeutet dem Engländer der Inbegriff häuslicher Gemütlichkeit; die Beruhigungsspielle in allen Krisen, vom Kriegausbruch bis zum abgeschlagenen Heiratsantrag; die Einleitung zu jedem, aber wirklich jedem gedeihlichen Gespräch, und schließlich die taktvolle Überbrückung aller verfahrenen Situationen. Wenn ein Engländer längere Zeit, etwa zwei Stunden, ohne Tee zu leben gezwungen ist, kann es zu gefährlichen, sonst nie erlebten Temperamentsausbrüchen kommen.“ Kein Wunder also, daß John seiner Frau, die meistens später ins Bett kommt als er, des Morgens schon eine Tasse Tee ans Bett bringt – und John steht mit dieser Sitte beileibe nicht vereinzelt unter seinen Landsleuten und Standesgenossen da.

Zur Haushaltsarbeit hat er wie zu den meisten anderen Dingen ein nüchternes Verhältnis. Er fürchtet weder um sein Ansehen noch um seine Ehre, wenn er Schuhe putzt oder seiner Frau beim Abwasch hilft. Ob deshalb die Scheidungsziffer auf der Insel so niedrig liegt, obwohl sie seit dem Krieg sehr gestiegen ist? Auf 100 000 Einwohner kommen 55 Scheidungen im Jahr, in den USA 253. Das hat seinem Gefühl nach aber nichts mit Moral zu tun, genausowenig wie die andere Zahl. Ein Drittel aller englischen Kinder wird vor der Ehe gezeugt, aber nur ein Neuntel wird unehelich geboren. „Man“ weiß, was man sich und der Gesellschaft schuldig ist.

John Smith liebt die Häuslichkeit

John Smith liebt seine Wohnung. Obwohl, wie gesagt, kein Eigenheim, nicht einmal das so beliebte kleine Doppelhaus, hält er es schon jetzt mit einem der bekanntesten englischen Sprichwörter: Mein Heim – meine Burg. Was in den meisten englischen Wohnungen der Kamin bedeutet, Kristallisationspunkt des Familienlebens, ist für Smiths und für viele andere englische Familien inzwischen auch das Fernsehgerät. Zwei von drei britischen Haushalten besitzen es bereits. Das hindert sie indessen nicht daran, ihre Motorisierung mit Energie zu betreiben. Unter vier Familien besitzt eine gegenwärtig ein privates Kraftfahrzeug. 4,6 Millionen private Autos gibt es zur Zeit in England. Innerhalb von zehn Jahren hat sich ihre Zahl verdoppelt.

Trotz aller Häuslichkeit liebt John wie seine Arbeitskollegen den Pub-Besuch. Im großen und ganzen ist das ein Männersport. Man stellt sich an die Theke, trinkt ein Bier und unterhält sich mit Freunden und Bekannten – über das Wetter und, nicht zu vergessen, über den Sport. Natürlich auch über die dabei abgeschlossenen Wetten. Denn Wetten ist englische Nationalleidenschaft. Drei von vier erwachsenen Engländern pflegen Sportwetten abzuschließen, meistens beim Fußball, beim Pferde- und beim Windhundrennen.

Wenn der Verbrauch von Familie Smith auch in den letzten Jahren erheblich zugenommen und sie sich auch höherwertigen Nahrungsmitteln zugewandt hat, so hat der Sparwille darunter nicht gelitten. Diese Feststellung gilt ganz allgemein für die britischen Inseln. Die Ausgaben für Tabak und Spirituosen (14 v. H. seines Einkommens) sind höher als in anderen Ländern, und sie liegen über dem Vorkriegsverbrauch, aber sie zeigen neuerdings eine sinkende Tendenz.

Für 4 DM im Monat krankenversichert

Ganz sicher kann sich Familie Smith vieles nur deshalb leisten, weil ihr das englische Wohlfahrtssystem manche Sorge abgenommen hat.



Für einen Beitrag von etwa 25 DM – der Großindustrielle zahlt nicht mehr und nicht weniger – ist sein Anspruch auf Krankenversicherung, allgemeine Sozialversicherung und Altersversorgung verbürgt. Ein Alter ohne Sorge ist freilich mit einer Wochenrente von 61 DM im Vier-Personen-Haushalt noch nicht gewährleistet. Deshalb ist John froh, daß seine Firma im Alter zusätzlich eine Betriebspension gewährt. Übrigens erhöht sich die staatliche Altersrente, wenn John nach seiner Pensionierung mit 65 Jahren freiwillig weiterarbeitet und weiterhin Beiträge für die Nationalversicherung zahlt.

Ungleich günstiger ist die Regelung des „Nationalen Gesundheitsdienstes“. Was immer John oder seiner Familie zustößt, er ist für seinen 4-DM-Beitrag gegen alle Krankheiten hundertprozentig versichert. Nur für das Rezept zahlt er 1,20 DM. Erst unlängst hat seine Frau wegen eines komplizierten Magenleidens eine medizinische Kapazität aufsuchen müssen; und alle „Kassenpatienten-Psychose“ blieb ihr erspart. John ist mit seiner Familie seit vielen Jahren bei seinem Hausarzt in die Patientenliste eingetragen. Er kann, wenn er will, den Arzt wechseln, er ist auch nicht verpflichtet, sich durch den Staat gesundheitlich betreuen zu lassen. Es gibt auch Privatpatienten. Trotzdem gibt es keine sehr ausgeprägten Behandlungsunterschiede.

Natürlich weiß auch John, daß sein Vier-Mark-Beitrag nicht genügt, den Gesundheitsdienst zu finanzieren. Das muß im wesentlichen der Staat durch Steuern, zu denen selbstverständlich auch John Smith erheblich beiträgt. Trotzdem: John Smith ist mit „merry old England“ zufrieden – mit einigen kleinen Abstrichen freilich. Den englischen Sonntag findet auch er langweilig. Aber auch bei ihm war das Wort, das er einmal einem Besuch vom Kontinent sagte, das höchste Lob: „Sie könnten ein Engländer sein!“

Dr. F. Bohmert

▲ Alle Hausfrauen prüfen auf dem Markt gern kritisch, bevor sie kaufen. Aber vielleicht ist keine Hausfrau der Welt so kritisch und so genau wie die Engländerin

▼ „Mutterland des Sports“ – diesen Ehrentitel führt England mit Recht. Cricket, Fußball und Tennis haben von hier aus ihren Siegeszug über die Welt angetreten. Auf unserem Bild übt sich der Golfnachwuchs auf einer Rasenfläche mitten in der Stadt





Heinrich Schelte

Heinrich Schelte trat am 1. April 1911 bei der damaligen „Hemer Nietenfabrik Gebr. Prinz“ ein. Nach der dreijährigen kaufmännischen Lehre arbeitete er im Speditions- und Versandwesen, bis er 1920 Versandleiter wurde. Vier Jahrzehnte lang sind Bestellungen für Nieten und Schrauben aus aller Herren Ländern durch seine Hände gegangen. So ist es nicht verwunderlich, daß Heinrich Schelte, der 1957 Bürovorsteher wurde, sich wünscht, auch noch einmal in fremde Länder zu reisen. Vielleicht gelingt es ihm, denn nach seiner Pensionierung wird er zumindest die Zeit dazu haben.



Wilhelm Assenmacher

Wilhelm Assenmacher, der am 3. April 50 Jahre beim Hoesch-Bergbau in Altenessen arbeitet, ist seit 1925 Anschläger über Tage auf der Schachanlage Emscher, bei der er 1911 als Lesejunge angefangen hat. Damals war er 14 Jahre alt. Mit 16 Jahren kam er unter Tage. 12 Jahre hat er als Bergmann vor Ort gearbeitet. Als Anschläger kennt er fast alle Kameraden. Mancher war früher mit ihm zusammen im Fußballklub, dem er schon 22 Jahre angehört. Seit einigen Jahren kegelt er auch. Wenn man hört, daß er auch noch einen Garten hat, weiß man, wieviel er für die Zeit nach der Pensionierung vorhat.



Anton Wemmer

Als Anton Wemmer am 8. April 1911 als Schlosserlehrling die Arbeit aufnahm, war er gerade 13 Jahre alt. Im Juni 1913 wurde er in der Maschinenabteilung des damaligen Eisen- und Stahlwerks Hoesch Schmierer an einer Dampfmaschine. Nach zwei Jahren wechselte er zur Adjustage über. Einige Zeit später übernahm er einen Kran. 1920 endlich wechselte er zu den Chargierkränen im Martinwerk über, die er 37 Jahre lang fuhr. In der Freizeit ist der Kleingarten Anton Wemmers Lieblingsbeschäftigung, die schon viele Jahre dazu beigetragen hat, ihn gesund zu erhalten.



Karl Blüthner

Am 8. April 1911 nahm Karl Blüthner im damaligen Eisen- und Stahlwerk Hoesch die Arbeit auf. Aus dem Laufjungen im Stahlwerksbüro wurde mit sechzehn Jahren ein Probejunge im Martinwerk I. Nach dem ersten Weltkrieg kam er ins Martinwerk, wurde Abgießer und schließlich Vorarbeiter. 1923 wurde er 1. Schmelzer im Martinwerk II, dann Oberschmelzer und 1949 Schichtobermeister. Auf diesem verantwortungsreichen Platz hat er nun zwölf Jahre gearbeitet. Er kann sich kaum denken, wie es sein wird, wenn er einmal nicht mehr auf der Ofenbühne steht.



Karl Schornstein

Im alten Werk Langenkamp in Hohenlimburg hat am 11. April vor 50 Jahren Karl Schornstein als Strecker angefangen. Von 1913 bis 1948 arbeitete er als Walzer. Nach 1948 hat er dann sieben Jahre als Walzenleger nur Nachtschicht verfahren. Im Jahre 1955 wechselte er ins Lager für Ersatzteile. Karl Schornstein hat vier Brüder, die ebenfalls bei Hoesch in Hohenlimburg tätig sind – zwei von ihnen haben schon über 40 Jahre in unserem Werk gearbeitet. Auch heute noch fährt er jeden Tag eine Dreiviertelstunde mit dem Rad von Holthausen bei Hagen zu seiner Arbeitsstätte.



Anton Hibbeln

Anton Hibbeln ist nicht nur Hoesch, sondern auch der Eisenbahn fünfzig Jahre lang treu geblieben. Im Jahre 1911 fing er im technischen Büro des damaligen Eisen- und Stahlwerks Hoesch an. 1913 kam er in die Lokwerkstatt, wurde Anhänger, Heizer und Normalspurlokführer. Als man die ersten elektrischen Lokomotiven eingeführt hatte, stellte er sich auf E-Loks um, und schließlich wurde er Schichtmeister. Seit 1938 ist er bei der Eisenbahn Assistent. Anton Hibbeln hat einen Bruder, der schon vor zwei Jahren sein goldenes Arbeitsjubiläum feierte, und einen Sohn, der bereits 25 Jahre bei Hoesch arbeitet.

Lehrlinge auf der Schulbank

Ein Besuch unserer Kaufmännischen Werkschule

Können Sie in anderthalb Stunden einen Aufsatz über das Thema „Der bargeldlose Zahlungsverkehr“ oder „Unsere Sozialversicherung“ schreiben? Sind Sie imstande, danach einen Briefwechsel über Mängelrügen, Fixkauf oder Reklamationen zu entwerfen? Beherrschen Sie von der Eröffnungs- bis zur Schlußbilanz sämtliche Buchungen, und macht es Ihnen keine Schwierigkeiten, einige Aufgaben aus der Kontokorrent- oder Wechselrechnung zu lösen? Fühlen Sie sich neben diesen schriftlichen Arbeiten einer mündlichen Prüfung auf all diesen Gebieten – und dem der Staatsbürgerkunde hinzu – gewachsen, und beherrschen Sie auch die Kurzschrift und das Maschinenschreiben?

Wenn Sie diese Fragen mit gutem Gewissen bejahen können, dann haben Sie alle Aussicht, die Kaufmannsgehilfenprüfung zu bestehen! Dann verstehen Sie vom Kaufmannsberuf soviel, wie unsere Lehrlinge nach dreijähriger Ausbildungszeit wissen sollten. Dann können auch Sie „Industriekaufmann“ oder „Kaufmann im Groß- und Außenhandel“ werden und damit den gleichen Beruf ergreifen, den unsere 96 Lehrlinge erwählt haben, die die neu eingerichtete Kaufmännische Werkschule der Hoesch AG in Dortmund besuchen.

Sechs Stunden in jeder Woche

Einmal in jeder Woche treffen sie sich zum sechstündigen Unterricht um 8 Uhr morgens in unserer Schule in der Glückaufstraße. Es sind Jungen und Mädchen zwischen 15 und 24 Jahren, die nach dem Besuch der Volks-, Handels- oder Oberschule einen Lehrvertrag mit der Hauptverwaltung, der Westfalenhütte, dem Hoesch-Eisenhandel, der Maschinenfabrik Deutschland, den Dortmunder Drahtseilwerken, der Westfalia GmbH oder dem Hoesch Export abgeschlossen haben.

Diese 96 Lehrlinge gehören der Unter-, Mittel- oder Oberstufe an, je nachdem, ob sie im ersten, zweiten oder dritten Lehrjahr stehen. Da für jede Stufe zwei Klassen eingerichtet sind, wech-

selt die Klassenstärke zwischen 13 und 19 Jungen und Mädchen. Die für den Unterricht notwendigen Lehrbücher und Schreibhefte erhalten die Schüler kostenlos.

Was sie alles lernen

Für die Unterstufe sieht der Stundenplan je eine Stunde Bürgerkunde, kaufmännisches Rechnen, Betriebswirtschaftslehre mit Schriftverkehr, Kurzschrift und zwei Stunden Maschinenschreiben vor. In der Mittelstufe gibt es nur noch eine Stunde Maschinenschreiben, dafür tritt die Buchführung hinzu, und in der Oberstufe entfallen Kurzschrift und Maschinenschreiben, während für das kaufmännische Rechnen und die Buchführung je zwei Stunden aufgewendet werden.

Als Ziel des zweijährigen schreibtechnischen Unterrichts haben sich Lehrer und Schüler je Minute hundert Silben Kurzschrift und 240 Anschläge auf der Maschine gesetzt. Das „Kaufmännische Rechnen“ soll die jungen Menschen befähigen, alle rechnerischen Aufgaben, die der Betrieb an sie stellt, schnell und sicher zu lösen. Darüber hinaus soll der Rechenunterricht auch das selbständige Denken fördern. Der Unterricht im „Schriftverkehr“ lehrt die Jugendlichen, fehlerlose und inhaltlich einwandfreie Briefe zu schreiben. In der „Buchführung“ sollen sie vor allem begreifen, daß und wie sich in der Buchhaltung das gesamte Betriebsgeschehen niederschlägt. Die „Betriebswirtschaftslehre“ sucht die von den Lehrlingen im Betrieb gewonnenen Fähigkeiten und Kenntnisse zu unterbauen und zu ergänzen und ihnen die größeren Zusammenhänge zu eröffnen, in die ihr Betrieb im Hoesch-Kreis und in der Volkswirtschaft eingebettet ist. Der Unterricht in „Bürgerkunde“ endlich vermittelt unseren Jungen und Mädchen ausreichende Kenntnisse über Sinn, Aufgabe und Organisation unseres Gemeinschaftslebens. Darüber hinaus sucht er in ihnen die Bereitschaft zu wecken, das öffentliche Leben mitzugestalten.

So fügt sich aus den einzelnen Fächern eine bunte, aber sorgsam aufeinander abgestimmte Unterrichtspalette, deren Grundfarben wir aufgezählt haben. Ihre vielfältige Mischung und Verbindung macht aber erst den lebendigen Unterricht aus, zu dessen Erfolg wir Lehrern und Schülern unserer neuen Schule viel Glück wünschen!



Gedanken zu einer zeitgemäßen kaufmännischen Nachwuchsbildung

DIPL.-HDL. WOLFGANG TRIPP



Von einer guten und gründlichen Berufsausbildung der Jugend hängt die zukünftige Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft ab. Wenn unsere Wirtschaft innerhalb des europäischen Marktes und darüber hinaus in der ganzen Welt wettbewerbsfähig bleiben soll, dann müssen ständig große Anstrengungen zur Verbesserung des gesamten Erziehungs- und Bildungswesens gemacht werden. Im Zeitalter der Automation, der Rationalisierung und der fortschreitenden technischen Entwicklung müssen der Wirtschaft Menschen zur Verfügung stehen, die in jeder Hinsicht qualifiziert sind. Das gilt nicht nur für den gewerblichen, sondern auch für den kaufmännischen Bereich.

Die Lehrbetriebe übernehmen mit Abschluß eines Lehrvertrages dem jungen Menschen und auch der Gesamtwirtschaft gegenüber Ausbildungs- und Erziehungspflichten. Daher müssen an einen Lehrbetrieb Anforderungen persönlicher und sachlicher Art gestellt werden. Der Lehrbetrieb hat seine Verpflichtungen keineswegs erfüllt, wenn er lediglich Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt, also ausbildet. Wohl ist eine Berufsausbildung infolge der heutigen komplizierten Verhältnisse unbedingt erforderlich, ihr zur Seite muß jedoch die Berufser-

▲ 96 Lehrlinge von unseren Dortmunder Werken besuchen die Kaufmännische Werkschule der Hoesch AG. In sechs Klassen eingeteilt, nehmen sie einmal wöchentlich am Unterricht teil, den Wolfgang Tripp, der diesen Bericht geschrieben hat, leitet

ziehung treten, um den Jugendlichen in ihrer körperlich-geistigen Hilfsbedürftigkeit zu helfen, die Berufssituation geistig und sittlich zu beherrschen.

Hinsichtlich der Ausbildungsmethoden und -maßnahmen hat sich in der letzten Zeit ein wesentlicher Wandel vollzogen. Zumindest die Groß- und Mittelbetriebe sind sich der hohen Verantwortung bewußt, die sie durch die Nachwuchsbildung übernehmen. Durch eine gewissenhafte Berufsauslese erfüllen sie sowohl betriebliche als auch volkswirtschaftliche Aufgaben, indem sie versuchen, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen.

Die Nachwuchsauslese

Die Einstellung der kaufmännischen Lehrlinge und Anlernlinge hat grundsätzlich nach dem

Leistungsprinzip zu erfolgen, um damit zwangsläufig eine Befähigtenauslese zu ermöglichen. Es empfiehlt sich, die Lehrstellen öffentlich auszuschreiben, selbst dann, wenn auch so genügend Bewerbungen eingehen. Durch die größere Zahl der Bewerbungen kann zweifellos das Leistungsniveau gehoben werden, fallen doch innerhalb der Nachwuchsauslese dabei die sogenannten „Grenzbewerber“ von vornherein aus.

Es gibt heute im wesentlichen fünf Möglichkeiten der Nachwuchsauslese, die in der Praxis mehr oder weniger geläufig sind:

- a) die Nachwuchsauslese durch die Arbeitsämter;
- b) die Nachwuchsauslese durch Wertung der Schulzeugnisse;
- c) die Nachwuchsauslese auf Grund eines aufgelockerten Vorstellungsgespräches;
- d) die Nachwuchsauslese durch die betriebliche Eignungsprüfung;
- e) die Nachwuchsauslese durch psychologische Eignungsuntersuchungen.

Verfehlt wäre es nun, eine dieser fünf Möglichkeiten der Nachwuchsauslese als besonders zweckmäßig herauszustellen. Man sollte es im Regelfalle den einzelnen Unternehmungen überlassen, welche Art der Berufsauslese oder welche Berufsauslesekombinationen sie vorziehen, sind doch teilweise besondere Gegebenheiten für den Auslesemodus entscheidend. Auf die Nachwuchsauslese durch die betriebliche Eignungsprüfung in Form einer Wissens- und Kenntnisprüfung wird heutzutage von den führenden Unternehmen auf dem Gebiete der kaufmännischen Berufsausbildung und -erziehung nicht mehr verzichtet. Gewiß kann man gegen solche Prüfungen Einwendungen erheben. Besonders stark wird immer wieder betont, daß die Leistungen durch die Prüfungsangst wesentlich beeinträchtigt würden. Aber stellt das Berufsleben an den Bewerber im späteren Berufsleben nicht ähnliche Belastungen, wenn er nun plötzlich gezwungen wird, einmal selbständig zu entscheiden? Aber ganz abgesehen davon wird sich die Prüfungsangst bei dieser Art von Wissens- und Kenntnisprüfungen kaum bemerkbar machen, wenn nur Mindestanforderungen gestellt werden und eine besondere Vorbereitung für diese Prüfung nicht erforderlich ist.

Was gefordert werden muß

Da es nun einmal ganz eindeutig ist, daß von den kaufmännischen Berufsanwärtern in den Elementarfächern bestimmte Mindestanforderungen erfüllt werden müssen, sind in diesen Prüfungen zu fordern:

- a) deutliche und gut leserliche Handschrift;
- b) gute Kenntnisse in der deutschen Sprache;
- c) Beherrschung der vier Grundrechnungsarten (Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division) und ihrer Hauptanwendungsgebiete, vor allem Prozent- und Bruchrechnen;
- d) ausreichende Kenntnisse in Erdkunde und in den Hauptdaten der Geschichte.

Um auch den Einwand abzuschwächen, daß solche Wissensprüfungen gar keine Aussagekraft für die Eignung zu einem kaufmännischen Beruf haben, könnte man zum Beispiel die Prüfung durch Testaufgaben erweitern, die zur Ermittlung des wirtschaftlichen Verständnisses bzw. der organisatorischen und kaufmännischen Begabung geeignet sind. Die von den Bewerbern in den Prüfungen ge-

forderten Leistungen lassen sich nach einem zu erarbeitenden Punktsystem völlig objektiv beurteilen. Deshalb ist auch von dem Schreiben eines Aufsatzes abzusehen, bietet doch gerade ein Aufsatz viele Möglichkeiten für eine subjektive Bewertung.

Die Nachwuchsauslese durch die betriebliche Eignungsprüfung muß durch die Nachwuchsauslese auf Grund eines aufgelockerten Vorstellungsgespräches ergänzt werden. Nicht selten werden durch solche Gespräche die versteckten Wünsche und Fähigkeiten des Jugendlichen aufgedeckt. Vor allem kann dadurch sehr oft vermieden werden, daß Jugendliche einen Beruf erlernen, der ihren Berufswünschen nicht entspricht. Eine nur annähernd genaue Vorstellung von den einzelnen Berufen fehlt dem Jugendlichen meistens, besonders dann, wenn sich die Berufswahl im 15. Lebensjahr vollzieht, und das sind in Westdeutschland nach Angaben in der einschlägigen Literatur immerhin zwischen 80 und 90 v.H. der Lehrlingsbewerber.

Schließlich können noch von den Unternehmen Auskünfte über die Lehrlingsbewerber eingeholt und graphologische Gutachten angefordert werden. Man sollte diesen Möglichkeiten der

Berufsauslese aber nur geringen Wert beimessen, denn einmal ist jede Auskunft mit Vorsicht zu bewerten, zum andern ist ein graphologisches Gutachten insofern äußerst problematisch, da von der Handschrift auf die Person geschlossen werden soll. Wie ist das aber bei der Unausgeprägtheit der Schülerhandschrift exakt möglich?

Unterweisung und Unterricht

Seit dem 1. August 1960 hat die Hoesch AG eine eigene Kaufmännische Werkschule in Dortmund, die ihre Aufgaben durch Unterrichten, durch Wissensvermittlung erfüllt. Der Betrieb dagegen hat Fertigkeiten zu vermitteln, also zu unterweisen. Diese Unterscheidung zwischen Unterweisung und Unterricht schließt allerdings nicht aus, daß in gewissem Maße durch die Unterweisung auch Kenntnisse und durch den Unterricht Fertigkeiten vermittelt werden. Auf einen betrieblichen Unterweisungsplan

▼ In unserer neu eingerichteten Schule erhalten diese jungen Mädchen von Hans Rosenträger Unterricht in Kurzschrift, Maschinenschreiben und Deutsch; sie wollen Bürogehilfen werden



darf und kann nicht verzichtet werden, wenn die Lehrlinge in organisatorisch gegliederten Betrieben periodisch von Abteilung zu Abteilung versetzt werden sollen. Die Unterweisungspläne führen die von den Lehrlingen in den einzelnen Abteilungen zu erlernenden Fertigkeiten auf. Sie sind für jeden Lehrling mit einem Versetzungsplan gekoppelt, der den Ausbildungsgang zeitlich festlegt. Somit steht zu Beginn der Lehre fest, welche Abteilungen der einzelne Lehrling durchläuft und welche Zeit die Ausbildung in den einzelnen Abteilungen beansprucht.

Hinsichtlich der Zeit braucht der Versetzungsplan nicht starr zu sein, denn man muß auf Stärken und Schwächen des Lehrlings achten. So kann es durchaus möglich sein, daß der Lehrling in einer Abteilung für seine Ausbildung einen Monat mehr, in einer anderen Abteilung dagegen einen Monat weniger benötigt.

Unter allen Umständen muß jedoch darauf geachtet werden, daß der Lehrling die im Unterweisungsplan aufgeführten Abteilungen durchläuft und auch nur mit solchen Aufgaben beauftragt wird, die den Ausbildungsanforderungen entsprechen.

Für die kaufmännischen Anlernlinge sind ebenfalls Unterweisungspläne aufzustellen. Diese Unterweisungspläne leiten sich vom Berufsbild des kaufmännischen Anlernlings ab. Der kaufmännische Anlernling soll während der Anlernzeit (zwei Jahre im Gegensatz zu dreijähriger Lehrzeit) lernen, einfache Büroarbeiten zu beherrschen. Die Schreibtechnik steht dabei im Vordergrund.

Berichte über die Tätigkeit

Über ihre Tätigkeit in den einzelnen Abteilungen haben die Lehrlinge und Anlernlinge Berichte zu schreiben. Über Wert und Unwert

▼ *Unsere Kaufmännische Werkschule will die Kenntnisse der Lehrlinge und Anlernlinge ergänzen und vertiefen und ihnen den Blick für größere Zusammenhänge öffnen*

des Berichtsheftes ist schon hinreichend geschrieben worden. Man lehnt sie teilweise deshalb ab, weil sie mehr oder weniger Abschriften aus Lehrbüchern oder Abschriften der Berichte der Vorgänger sind.

Diesen Einwand kann man jedoch nur dann akzeptieren, wenn man die Führung der Berichtshefte nicht gewissenhaft kontrolliert und nicht darauf sieht, daß die Berichte von dem Jugendlichen laufend geschrieben werden. Acht Tage vor Beendigung eines Lehrabschnitts, also vor der Versetzung in eine andere Abteilung, hat der Lehrling bzw. Anlernling den Tätigkeitsbericht vorzulegen, damit der Bericht mit ihm noch vor der Versetzung in eine andere Abteilung besprochen werden kann.

In den Tätigkeitsberichten sollen die Jugendlichen Aufbau und Organisation der betreffenden Abteilung darstellen und über ihre Tätigkeit in der Abteilung berichten. Es werden also von den kaufmännischen Lehrlingen und Anlernlingen keine theoretischen Abhandlungen verlangt. Die Betonung liegt eindeutig bei „Tätigkeit“.

Schließlich sollen die Berichtshefte für die kaufmännischen Lehrlinge und Anlernlinge eine Sprachschulung sein. Gefordert wird eine sorgfältige Darstellung in Stil, Grammatik und Rechtschreibung.

Die Berichtshefte geben auch Nachweis über den ordentlichen Ausbildungsgang. Ein regelmäßig und wahrheitsgetreu geführtes Berichtsheft kann das Spiegelbild der Gesamtbildung sein.

Aufgaben unserer Kaufmännischen Werkschule

Während der Lehr- und Anlernzeit müssen die berufsschulpflichtigen Lehrlinge und Anlernlinge die Berufsschule besuchen. Vielerorts herrscht heute aber ein empfindlicher Lehrermangel. In den meisten berufsbegleitenden Schulen des Ruhrgebietes ist es nur möglich, einen Schulhalbtage je Berufsschulklasse anzusetzen. Mindestens ein voller Arbeitstag oder

zwei Halbtage müßten aber der Schule zur Verfügung stehen, denn über die Notwendigkeit eines wirtschaftkundlichen Unterrichtes bestehen heute keine Zweifel mehr, sind doch die wirtschaftlichen Bildungsgüter längst gleichbedeutend neben die klassischen Bildungsgüter getreten.

Aus dieser Situation heraus ergeben sich die gegenwärtigen Aufgaben unserer Kaufmännischen Werkschule. Sie kann sich nicht darauf beschränken, das im Pflichtunterricht der Berufsschule erworbene Wissen zu ergänzen, zu vertiefen und zu erweitern, das heißt über den Lehrstoff der Berufsschule hinaus Wissen zu vermitteln, sondern sie muß einen Teil der Aufgaben der Berufsschule selbst übernehmen, einfach auf Grund der Gegebenheiten, wie man sie heute in den berufsbegleitenden Schulen vorfindet. In der Kaufmännischen Werkschule müssen also praktisch die Unterrichtsstunden erteilt werden, die des Lehrermangels wegen in der Berufsschule ausfallen. Somit können also Betriebe, die Wert auf eine sorgfältige Nachwuchsbildung legen, auf eine eigene Werkschule nicht verzichten.

Welche Aufgaben fallen aber nun der Kaufmännischen Werkschule zu, wenn sich einmal die Lage in den Berufsschulen normalisiert hat? Die Kaufmännische Werkschule hat

1. die Aufgabe, die Kenntnisse zu ergänzen und zu vertiefen, die die Jugendlichen im Pflichtunterricht der Berufsschule erworben haben;
2. die Aufgabe, dem jungen Menschen die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Abteilungen in seinem Lehrbetrieb aufzuzeigen.

Aus der ersten Hauptaufgabe der Kaufmännischen Werkschule leitet sich die Forderung ab, daß unter anderem in den Lehrfächern „Rechtslehre“, „Bilanzkunde“, „Kostenrechnung“ und „Volkswirtschaftslehre“ zu unterrichten ist. Dadurch erhält der junge Mensch eine gehobene kaufmännische Grundbildung.

Zusammenhänge erkennen

Aus der begrifflichen Unterscheidung zwischen „Unterweisen“ und „Unterrichten“ ergibt sich die zweite Aufgabe der Kaufmännischen Werkschule. Durch den Unterricht in unserer Werkschule müssen dem kaufmännischen Lehrling und Anlernling die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Abteilungen in seinem Lehrbetrieb gezeigt werden. Der junge Mensch muß dazu befähigt werden, auch außerhalb seiner Abteilung betrieblich zu denken. Es darf nicht vorkommen, daß er den Arbeitsablauf in seiner Abteilung isoliert betrachtet. Ein kaufmännischer Lehrling, der nach dreijähriger Lehrzeit die Zusammenhänge in seinem Betrieb kaum erkannt hat, hat ebenso wenig das geistige Rüstzeug erworben wie ein Student, für den der Besuch der verschiedensten Repetitorien der letzte Rettungsweg ist.

Die Beurteilung in der Kaufmännischen Werkschule erfolgt nach dem Sechs-Noten-System. Die kaufmännischen Lehrlinge und Anlernlinge werden laufend beurteilt. Alle sechs Monate erhalten sie ein Zwischenzeugnis, das sie den Erziehungsberechtigten vorzulegen haben. Am Ende der Lehrzeit bzw. Anlernzeit bekommen sie das Abschlußzeugnis der Kaufmännischen Werkschule.

Die hier in groben Zügen entwickelten Gedankengänge stellen nur einen Rahmen der Richtlinien für eine zeitgemäße Nachwuchsbildung dar. Die Weiterentwicklung dieser Richtlinien muß sich organisch aus den jeweiligen Berufssituationen ergeben.



→ gibt dem Verkäufer eines der folgenden Rechte

- Rechte nach § 306 Abs. 1 Nr. 1
- Recht für festgesetzten Zeitpunkt
- (Verkauf nicht abruft) (auf auf
- die Einleitung (Sperre)

Hinlegung, Schuldfeststellung Klage auf Anfechtung

enthält: a) Hinweis auf die Bestellung; b) Festsetzung eines Nachfrist;

→ schriftlich durch Brief (Einschreiben)

um dann führen,
daß der Käufer

→ die Ware

Unser Arbeitsmarkt

Schon seit Jahrhunderten spielt sich das wirtschaftliche Geschehen auf Märkten ab, auf denen Käufer und Verkäufer zum Austausch von Waren zusammenkommen. Uns allen sind solche Märkte vertraut, vom alltäglichen Wochenmarkt über die Rohstoffmärkte bis zum Wertpapiermarkt an der Börse.

Auch der Arbeitsmarkt ist ein Markt, auf dem sich die Nachfrage und das Angebot von Arbeitsleistung gegenüberstellen. Macht man die Einschränkung, daß der Arbeitsmarkt wegen der zentralen Stellung des Menschen als des Trägers der Arbeitskraft ein Markt eigener Prägung ist, so gelten auch auf ihm die allgemein gültigen Beziehungen zwischen Angebot, Nachfrage und Preis.

Ständig wächst die Bevölkerung Westdeutschlands

Wollen wir untersuchen, welche Größen den Arbeitsmarkt beeinflussen und welche Kräfte auf ihn wirken, so müssen wir zunächst feststellen, daß das Angebot an Arbeitsleistung vor allem von der Bevölkerungsgröße und deren Zusammensetzung abhängt. Die aus unserer Aufstellung ersichtliche ständige Zunahme der Einwohner in der Bundesrepublik Deutschland hat auch die Zahl der Arbeitnehmer stark ansteigen lassen.

Bevölkerung und Arbeitnehmer im Bundesgebiet (einschl. Saarland)

Zahlen in Tausend

Jahresdurchschnitt	Bevölkerung			Arbeitnehmer		
	Männer	Frauen	zus.	Männer	Frauen	zus.
1950	22 309	100	25 541	100	47 851	9 659
1951	22 576	101,2	25 789	101,1	48 365	10 083
1952	22 730	101,8	25 959	101,8	48 689	10 337
1953	22 959	103,0	26 183	102,7	49 142	10 670
1954	23 237	104,2	26 451	103,7	49 687	11 072
1955	23 492	105,3	26 694	104,7	50 187	11 590
1956	23 811	106,8	26 980	105,8	50 790	12 074
1957	24 157	108,3	27 307	107,1	51 463	12 326
1958	24 503	109,9	27 638	108,4	52 141	12 583
1959	24 976	112,0	28 073	110,1	53 049	13 039
1960	25 143	112,7	28 202	110,6	53 345	13 468

Während von 1950 bis 1960 die männliche Bevölkerung um rund 13 v.H. und die weibliche Bevölkerung um rund 11 v.H. zugenommen hat, stieg in der gleichen Zeit die Zahl der männlichen Arbeitnehmer um 39 v.H. und die der Frauen sogar um 67 v.H. Die über die Bevölkerungszunahme hinausgehende beachtliche Steigerung der Arbeitnehmerzahl – insbesondere die der Frauen – ist zu einem großen Teil auf die Gewinnung von Arbeitskräften aus der „stillen Reserve“, das heißt aus dem Personenkreis der Bevölkerung zurückzuführen, der noch nicht oder nicht mehr berufstätig war.

245 000 Ausbildungsstellen unbesetzt

Die stete Zunahme der Bevölkerung findet im wesentlichen im Geburtenüberschuß und im Wanderungsgewinn ihre Ursachen.

Bevölkerungsbewegung im Bundesgebiet (einschl. Saarland)

Zahlen in Tausend

	Geburtenüberschuß	Wanderungsgewinn
1950	289	—
1951	259	—
1952	263	—
1953	229	—
1954	273	222
1955	252	312
1956	271	340
1957	293	421
1958	322	334
1959	360	211
1960 (Jan.–Okt.)	294	318

Jährlich verlassen Menschen den Arbeitsmarkt, die nach einem erfüllten Arbeitsleben in den Ruhestand treten. Das ist in der Regel mit Vollendung des 65. Lebensjahres der Fall, kann aber auch früher oder später sein. Weiterhin scheiden diejenigen Menschen vorzeitig aus dem Arbeitsleben aus, die gesundheitlicher Schäden wegen erwerbsunfähig geworden sind. Diesem jährlichen Verlust stehen die Schulabgänger gegenüber, die neu ins Arbeitsleben treten. Obwohl die Bevölkerungsbilanz noch positiv ist, hat dennoch die geringe Geburtenzahl in den Kriegs- und Nachkriegsjahren einen anhaltenden Nachwuchsmangel heraufbeschworen, und dies ausgerechnet zur Zeit eines außergewöhnlichen Konjunkturaufschwungs in fast allen Wirtschaftszweigen. Das starke Auseinanderklaffen der Zahlen von Schulentlassenen und Ausbildungsstellen mag aus folgender Aufstellung deutlich werden:

unter der Lupe

VON GERHARD AHL

Das Jahr 1960 weist hiernach die niedrigste Schulabgängerzahl auf. Dazu kommt, daß nicht alle Schulabgänger einen betrieblichen Ausbildungsplatz wünschen, weil für sie im Anschluß an den Schulbesuch ein Studium oder ein Fachschulbesuch in Frage kommt. So blieben 1960 45,8 v.H. der Ausbildungsstellen für Jungen und 39 v.H. der Ausbildungsstellen für Mädchen unbesetzt. Obwohl für 1961 noch keine statistischen Zahlen vorliegen, dürften die Verhältnisse ähnlich, wenn nicht noch ungünstiger liegen.

Mehr als 2,5 Millionen Menschen kamen aus der Ostzone

Die Bevölkerung eines Landes verändert sich aber auch durch Aus- und Einwanderung ständig. Je nach dem Verhältnis der Auswanderung zur Einwanderung weist die Bilanz einen Wanderungsgewinn oder einen Wanderungsverlust auf.

Seit 1946 sind rund 1,5 Millionen Menschen aus dem Bundesgebiet nach Übersee ausgewandert. In dieser Zahl sind die Deutschen nicht enthalten, die in den Nachkriegswirren – inoffiziell – nach Übersee gelangt sind. Bei den ausgewanderten 1,5 Millionen handelt es sich ungefähr je zur Hälfte um Deutsche und Ausländer, bei letzteren vorwiegend um Personen, die während und nach dem Kriege in Deutschland gelebt haben.

Trotz dieser beträchtlichen Auswanderung, die vornehmlich in die USA, nach Kanada, Australien, Brasilien und die Südafrikanische Union ging, ist die Bevölkerungsbilanz aus der Wanderungsbewegung positiv.

Allein aus der Zone sind über das Notaufnahmeverfahren seit 1949 mehr als 2,5 Millionen Menschen in der Bundesrepublik aufgenommen worden, nicht eingerechnet die beträchtliche Zahl derer, die im Laufe der Jahre neben dem offiziellen Verfahren Aufnahme gefunden haben. Neben diesem stärksten Einwanderungs-

▼ Zu einer Zeit guter Konjunktur leidet die Wirtschaft stark an Nachwuchsmangel. 254 000 Ausbildungsstellen sind im vergangenen Jahr unbesetzt geblieben. Unser Bild zeigt einen Blick in die Lehrwerkstatt der Westfalenhütte, die bislang noch jede Lehrstelle besetzen konnte

Schulentlassene und Ausbildungsstellen im Bundesgebiet

Zahlen in Tausend	männlich			weiblich		
	Schulentlassene	Ausbildungsstellen insgesamt	darunter unbesetzt	Schulentlassene	Ausbildungsstellen insgesamt	darunter unbesetzt
1951	430	353	38	406	159	8
1952	426	339	36	405	161	8
1953	429	332	38	407	170	9
1954	485	379	44	466	197	11
1955	446	365	58	423	199	14
1956	403	328	85	380	192	26
1957	365	270	99	346	166	40
1958	360	250	140	345	155	44
1959	316	222	115	299	145	55
1960	297	366	160	281	218	85
1961	348			329		
1962*)	358			343		
1963	383			360		
1964	383			366		
1965	381			364		
1966	386			368		
1967	388			362		
1968	390			373		
1969	396			378		
1970	401			386		

*) geschätzte Zahlen nach Angaben des Statistischen Bundesamtes



Unser Arbeitsmarkt unter der Lupe

► Ende 1960 zählte man in der Bundesrepublik 330 000 nichtdeutsche Arbeitnehmer, das sind 1,6 v. H. aller Arbeitnehmer.

Unser Bild zeigt spanische Bergarbeiter, die auf unseren Altesener Schachtanlagen beschäftigt sind, beim Deutschunterricht

▼ Anni Pischkowski ist als Werkstoffprüferin bei den Dortmunder Drahtseilwerken beschäftigt. Sie gehört zu den vielen berufstätigen Frauen in Deutschland. Der Anteil der erwerbstätigen Frauen an der weiblichen Bevölkerung ist in der Bundesrepublik 1960 auf 35 v. H. gestiegen

strom darf auch nicht die Zahl der Ein- und Rückwanderer aus dem übrigen Europa, insbesondere aus den deutschen Ostgebieten und den osteuropäischen Ländern und aus Übersee vergessen werden.

Das hervorstechende Merkmal im Altersaufbau der Zonenflüchtlinge ist der sehr hohe Anteil an Menschen, die in erwerbsfähigen Lebensjahren stehen.

Altersgruppe	Prozent der Gesamtzahl der Antragsteller für das Notaufnahmeverfahren (1960)	Prozent der Gesamtbevölkerung der DDR Stand: 1.1.1960
unter 14 Jahren	17,4	19,8
14 bis unter 18 J.	5,7	5,2
18 bis unter 21 J.	12,7	5,3
21 bis unter 25 J.	13,0	6,3
unter 25 Jahren	48,8	36,6
25 bis unter 45 J.	23,4	21,7
45 bis unter 65 J.	20,7	28,2
65 J. und darüber	7,1	13,6



So sehr der Arbeitsmarkt der Bundesrepublik durch diese Ost-West-Wanderung quantitativ und qualitativ gestärkt wird, so sehr ist diese Entwicklung aus gesamtdeutscher Sicht bedenklich. Schon aus der Zahl, daß unter den Flüchtlingen des Jahres 1960 nur 27,8 v. H. über 45 Jahre alt waren, wird die ganze Tragik dieser Fluchtbewegung sichtbar.

Jede dritte Frau arbeitet bei uns

Eine weitere entscheidende Größe auf dem Arbeitsmarkt ist die Frauenarbeit. Die Frauen-erwerbsquote; das heißt der Anteil der erwerbstätigen Frauen an der weiblichen Bevölkerung, stieg in Deutschland von 24,7 v. H. im Jahre 1882 auf etwa 31 v. H. im Jahre 1907 und auf 35,6 v. H. im Jahre 1925. Sie erreichte nach einem kurzfristigen Absinken in den dreißiger Jahren mit nahezu 36 v. H. im Jahre 1939 wieder einen Höhepunkt. Nach dem zweiten Weltkrieg betrug sie im Jahre 1950 31 v. H., inzwischen ist sie auf 34 bis 35 v. H. gestiegen. Vergleicht man den Anteil der weiblichen Erwerbspersonen in den EWG-Staaten (gemessen an der Gesamtzahl der Arbeitnehmer), so ergibt sich folgendes Bild:

Bundesrepublik Deutschland (ohne Saarland)	37 v. H.
Frankreich	34,9 v. H.
Luxemburg	28,1 v. H.
Italien	25,7 v. H.
Belgien	25,3 v. H.
Niederlande	24,6 v. H.

Nur 1,6 v. H. ausländische Arbeitskräfte

Wenn die Nachfrage nach Arbeitskräften auf dem inländischen Arbeitsmarkt nicht mehr gedeckt werden kann, setzen die Bemühungen ein, ausländische Arbeitnehmer heranzuziehen. Im Jahre 1912 waren nach der offiziellen Statistik 717 000 Ausländer im Deutschen Reich beschäftigt, 380 000 von ihnen in der Landwirtschaft und 350 000 in der Industrie. Im Jahre 1928, dem Höhepunkt der damaligen Konjunktur, waren 240 000 ausländische Arbeiter, im Jahre 1933 366 000 gemeldet. Ende 1960 zählte man in der Bundesrepublik etwa 330 000 nichtdeutsche Arbeitnehmer, das sind 1,6 v. H. der in der Bundesrepublik insgesamt beschäftigten Arbeitnehmer. Die Bundesrepublik Deutschland war in den letzten Jahren, insbesondere auch im Vergleich mit

Frankreich mit 8 v. H.,
Belgien mit 7 v. H. und
Schweiz mit 18 v. H.,



in der glücklichen Lage, den Arbeitskräftebedarf fast völlig mit Einheimischen decken zu können. Der seit etwa zwei Jahren anhaltende außergewöhnliche Kräftebedarf macht jetzt allerdings notwendig, daß wir uns auch um nichtdeutsche Arbeitskräfte in größerer Zahl bemühen. 1961 rechnet man mit der Beschäftigung von etwa einer halben Million ausländischer Arbeitskräfte (das wären 2,1 v. H. der Gesamtbeschäftigten), die vornehmlich aus den Ländern

Italien,
Spanien,
Griechenland,
Niederlanden und
Österreich

stammen.

Über die Hälfte der ausländischen Arbeiter werden in Nordrhein-Westfalen und in Baden-Württemberg beschäftigt, örtliche Schwerpunkte sind Stuttgart mit zeitweise etwa 22000, München mit etwa 16000 und Frankfurt mit etwa 14000 ausländischen Arbeitskräften.

Das Kräfteangebot wird außerdem beeinflusst . . .

Wenn auch die Größe der Bevölkerung, die Nachwuchsentwicklung, die Wanderungsbilanz, die Frauenbeschäftigung und die Beschäftigung nichtdeutscher Arbeitnehmer das Kräfteangebot entscheidend bestimmen, so beeinflusst doch noch eine Vielzahl weiterer Fakten den Arbeitsmarkt, wie der

Altersaufbau der Bevölkerung (Überalterung, teilweiser Ausfall von Jahrgängen durch Kriegseignisse usw.), die

mangelnde Beweglichkeit der Arbeitskräfte (durch Ortsgebundenheit der Arbeitskräfte und der Arbeitsstätten können sich Angebot und Nachfrage nicht decken) und die

Strukturveränderung in den Beschäftigungsmöglichkeiten (Rückgang der Bedeutung einzelner Wirtschafts- oder Fertigungszweige, Mechanisierung, Automatisierung und hierdurch Freisetzung von Arbeitskräften wie in den letzten Jahren im Bergbau, im Baugewerbe und in der Landwirtschaft).

Angebot und Nachfrage

Eine Vielzahl wirtschaftlicher und politischer Gegebenheiten löst den Umfang der Nachfrage nach Arbeitskräften aus. Setzt man das Angebot an Arbeitskräften und die Nachfrage in ein Verhältnis zueinander, so ergibt sich folgendes Bild:

Angebot und Nachfrage

Zahlen in Tausend

Jahresdurchschnitt	Männer			Frauen		
	Arbeitslose	offene Stellen	offene Stellen auf 10 Arbeitslose	Arbeitslose	offene Stellen	offene Stellen auf 10 Arbeitslose
1950	1126	64	0,5	454	52	1,1
1951	980	65	0,6	452	51	1,1
1952	916	62	0,7	463	52	1,1
1953	846	63	0,7	413	60	1,5
1954	807	76	0,9	414	61	1,5
1955	570	123	2,1	358	77	2,2
1956	470	134	2,8	292	85	2,9
1957	416	117	2,8	247	99	4,0
1958	464	116	2,5	225	100	4,4
1959	324	152	4,7	156	132	8,5
1960	160	265	16,6	76	189	24,9

Beim Vergleich der Zahl der Arbeitslosen mit den offenen Stellen muß herausgestellt werden, daß sich Angebot und Nachfrage qualitativ und regional nicht decken. Bei den Arbeitslosen muß vermerkt werden, daß es sich um zwei größere Gruppen von Arbeitslosen handelt, die eine, die aus Menschen besteht, die bei einem Arbeitsplatzwechsel nur vorübergehend arbeitslos sind, und die andere, zu der die Menschen gehören, bei denen die Wiedereingliederung in den Arbeitsprozeß auf Behinderungen verschiedener Art stößt. Genaugenommen, ist die Arbeitslosenzahl lediglich als statistische Aussage zu werten, da es jeden Monat in der Mehrzahl andere Menschen sind: Ständig nehmen Personen die Arbeit auf oder melden sich arbeitslos, beenden eine Tätigkeit als Selbständige oder machen sich selbständig. Dies alles kommt in den statistischen Arbeitslosenzahlen nicht zum Ausdruck, wirkt aber entscheidend auf den Arbeitsmarkt. Trotz dieser ständigen und starken Bewegung auf dem Arbeitsmarkt läßt die Darstellung den schnellen Abbau der Arbeitslosigkeit in den Jahren 1950 bis 1955, einen gewissen Stillstand in den Jahren 1956 bis 1958 und das starke Auseinanderklaffen zwischen Angebot und Nachfrage seit 1959 erkennen.

Die ungewöhnlich große Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften seit 1959/60 und die Tatsache, daß bei den Frauen noch eine beträcht-

liche „stille Reserve“ an Arbeitskräften vorhanden ist, zeigt zugleich, daß sich Nachfrage und Angebot nicht immer treffen. Da die Frau mehr als der Mann an den Ort gebunden ist, muß sich hier die Betriebsstätte dem Angebot zuwenden, das heißt, die Betriebe müssen dorthin gehen, wo weibliche Arbeitskraftreserven bestehen, beispielsweise in Gebiete mit einseitiger schwerindustrieller Wirtschaftsstruktur, wie im Ruhrgebiet, das vornehmlich Arbeitsplätze für Männer bietet.

Arbeitslosigkeit – Vollbeschäftigung

Wenn man von einer Arbeitslosenquote spricht, ist damit das Verhältnis der erfaßten Arbeitslosen zu den Arbeitnehmern gemeint. Eine feste Grenze, bis zu der eine Arbeitslosigkeit tragbar erscheint, gibt es nicht. Die Höhe der unvermeidbaren Arbeitslosigkeit hängt von ihrer Zusammensetzung und der Konjunktur der jeweiligen Wirtschaft ab. Bei überwiegend festen Beschäftigungsverhältnissen, guter Beweglichkeit und ausreichender Leistungsfähigkeit der Arbeitnehmer wird die Untergrenze der Erwerbslosigkeit tiefer liegen als unter anderen Verhältnissen. Nach Auffassung des internationalen Arbeitsamtes liegt bei einer Arbeitslosenquote von 3 bis 4 v. H. Vollbeschäftigung vor. So betrachtet, besitzt die Bundesrepublik seit Herbst 1955 Vollbeschäftigung, wenngleich mit regionalen Unterschieden.

Arbeitslosigkeitsgrad (von 100 Arbeitnehmern waren arbeitslos)

	1950	1952	1953	1955	1956	1960
Schleswig-Holstein	22,2	15,4	11,9	7,4	5,7	1,4
Nordbayern	14,2	8,7	8,0	3,1	2,7	0,5
Niedersachsen	13,9	10,2	8,6	4,1	3,6	0,7
Südbayern	11,6	8,9	7,8	3,9	3,2	0,7
Hamburg	9,5	12,8	10,9	6,3	3,8	0,6
Bremen	8,6	10,2	9,4	4,9	3,9	1,1
Hessen	7,8	5,8	5,7	2,4	2,0	0,3
Pfalz	5,2	4,2	5,2	1,6	1,5	0,5
Rheinland/Hessen-Nassau	4,8	4,4	4,4	1,5	1,2	0,4
Nordrhein-Westfalen	4,3	3,1	2,7	1,6	1,2	0,5
Baden-Württemberg	3,8	2,5	2,4	1,0	0,8	0,2
Bund	10,3	8,4	7,5	5,1	4,0	0,5

Von den Arbeitsamtsbezirken der Bundesrepublik hatten Arbeitslosenquoten von

September	unter 2 v. H.	2-4 v. H.	4-8 v. H.	8-12 v. H.	12-16 v. H.	16-20 v. H.	20 v. H. u. mehr
1949	7	54	52	29	23	22	13
1950	10	55	50	32	26	14	15
1951	17	61	48	26	26	13	9
1952	27	55	51	29	19	6	3
1953	28	64	58	38	8	2	2
1954	35	79	52	27	5	2	—
1955	102	56	33	8	—	—	—
1956	122	49	25	3	—	—	—
1960	202	1 (2,2 v. H.)	—	—	—	—	—

Lediglich zum Vergleich sei erwähnt, daß die Arbeitslosenquoten des Reichsgebietes in der Zeit der guten Konjunktur 1928 bis 1929 immerhin 5,5 und 6,2 und im Jahre 1936 ebenfalls 6,2 betrugen. Die Arbeitslosenquote der USA lag Ende Oktober 1960 zur Zeit saisonaler Höchstbeschäftigung bei 6,4.

Arbeitsmarkt in ständiger Bewegung

Es ist schon angeklungen, daß die Vollbeschäftigung und ein außergewöhnlich niedriger Stand an Arbeitslosen keineswegs Ausdruck von „Ruhe auf dem Arbeitsmarkt“ bedeutet. Genau das Gegenteil ist der Fall. Ein Arbeitsmarkt, auf dem die Arbeitskraft knapp ist, auf dem die Nachfrage nach Arbeitskräften anhaltend größer als das Angebot ist, ermutigt den Arbeitnehmer, den Arbeitsplatz zu wechseln, um an die Stelle zu gelangen, wo er das Beste zu leisten glaubt. Derartige Bewegungen des fachlichen und sozialen Aufstiegs sind vom Ganzen her gesehen durchaus wünschenswert. Von allen Stellen sollte indessen einer Fluktuation entgegengewirkt werden, die lediglich Ausdruck der Unstetigkeit und Labilität ist.

Nur zuwenig ist bekannt, daß in der Bundesrepublik monatlich etwa eine halbe Million

Arbeitnehmer den Arbeitsplatz wechseln. Die Mehrzahl unter ihnen nimmt die Beratungs- und Vermittlungsfunktion der öffentlichen Arbeitsvermittlung in Anspruch. Das dem Staatsbürger im Grundgesetz verbrieft Recht der räumlichen Freizügigkeit, der freien Wahl des Berufes und des Arbeitsplatzes wäre ja graue Theorie, wenn es keine neutrale Stelle mit der Pflicht zur sachlichen Orientierung gäbe. Das sind die Arbeitsämter. Den meisten Arbeitssuchenden ist doch nur ein kleiner Ausschnitt des für sie in Betracht kommenden Arbeitsmarktes zugänglich. Das Fehlen entsprechender Aufklärungs- und Vermittlungseinrichtungen würde ihnen Beschäftigungschancen mannigfacher Art verschließen. Für die Arbeitsvermittlung liegt deshalb heute die wichtigste Aufgabe in der Beratung und Vermittlung derer, die die richtige Arbeit für sich suchen. Wie sehr sich die öffentliche Arbeitsvermittlung in diese starke Bewegungen auf dem Arbeitsmarkt einschaltet, zeigt sinnvoll den Strukturwandel in der Aufgabenstellung der Arbeitsämter in einer vollbeschäftigten Wirtschaft. Dabei geben die nachstehenden Zahlen die vielen Beratungsfälle nicht wieder, in denen von unbedachtem Arbeitsplatzwechsel abgehalten und die Arbeitskraft dem bisherigen Betrieb erhalten wurde.

Zugang an Arbeitsuchenden - Vermittlungen

Zahlen in Tausend

	Zugang an Arbeitsuchenden			Vermittlungen		
	Männer	Frauen	zusammen	Männer	Frauen	zusammen
1957	3768	1704	5472	3048	1239	4287
1958	3720	1680	5400	2801	1242	4045
1959	2948	1453	4401	2647	1227	3874
1960	2244	1232	3476	2508	1108	3616

Überörtliche Ausgleichsvermittlungen

Zahlen in Tausend

Jahr	Männer	Frauen	zusammen	darunter Bundesausgleich
1955	189	56	245	69
1956	244	70	314	98
1957	230	72	302	91
1958	181	69	250	72
1959	188	75	263	61
1960	187	75	262	57

Die Aufgabe des Arbeitsamtes

Die öffentliche Arbeitsvermittlung wurde eingerichtet, um einen möglichst guten Ausgleich von Angebot und Nachfrage zu sichern, wobei sie sich vielseitiger Vermittlungshilfen zur Überwindung bestehender Schwierigkeiten bedient (siehe WERK UND WIR, Heft 10/11 1959). Die Schaffung solcher Einrichtungen wurde dadurch nahegelegt, daß das moderne Arbeits- und Berufsleben immer mannigfaltiger und unübersichtlicher, der Bedarf an Arbeits-

kräften immer größer wurde und nicht mehr in naher Zukunft zu decken ist, daß die Arbeitsuchenden nicht mehr die Beschäftigungsmöglichkeiten und die Betriebe nicht mehr die Arbeitskraftreserven zu überblicken vermögen und daß vor allem die in Betracht kommenden Partner auch technisch immer schwerer zueinander finden.

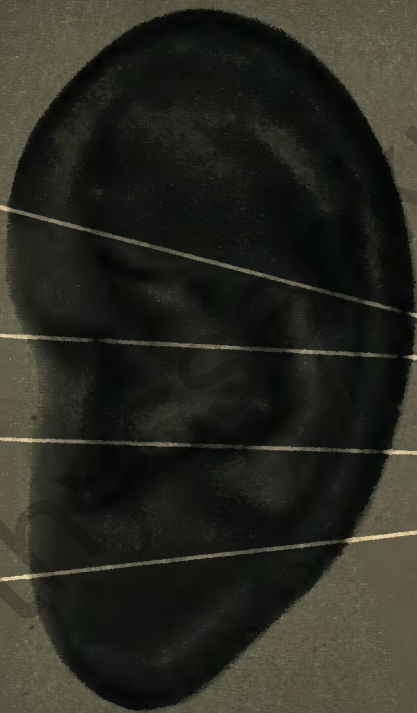
Die wirtschaftlichen Umschichtungen, Wanderungsbewegungen und Fluktuationen halten an. Das Bild des Arbeitsmarktes, des Berufslebens und der Wirtschaft wird sich in den kommenden Jahrzehnten weiter entscheidend verändern. Es kommt darauf an, daß sich dabei keine vermeidbaren Reibungen und Schwierigkeiten ergeben. Hier liegt die Aufgabe der öffentlichen Arbeitsvermittlung, die darin besteht, der Wirtschaft die benötigten Arbeitskräfte zu sichern und dem Arbeitsuchenden eine Tätigkeit nachzuweisen, die seiner Neigung und seinen beruflichen Kenntnissen und Fähigkeiten weitgehend gerecht wird. Diese zweifache Aufgabe der Arbeitsvermittlung entspricht der Mittlerrolle, die ihr im Ausgleich von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt zufällt.

ahl und wechsel des arbeitsplatzes
r mit bedacht



rat und hilfe
durch das
arbeitsamt

Haben Sie schon gehört?



In aller Offenheit greife ich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit ein heißes Eisen auf. Seine Ursache liegt in einer menschlichen Schwäche. Diese ist weit verbreitet und kann morgens beim Pförtner nicht abgegeben werden. Darum stört sie hin und wieder den Betrieb. Die Schwäche heißt Vertrauensseligkeit. Ihre Kinder sind das Gerücht und der Vertrauensmißbrauch.

„Ganz im Vertrauen . . .“

„Haben Sie schon gehört?“ „Wußten Sie schon?“ „Was ich noch sagen wollte . . .“ „Übrigens, ganz im Vertrauen . . .“ „Kinder, hättet ihr das gedacht?“ So und ähnlich unbestimmt und mit dem Hauch des Sensationellen beginnt jener, der das zu berichten weiß, was noch keiner weiß. Und schon ruht die Arbeit, wie sie schneller auch durch den Gongschlag nicht ruhen kann. Man ist ganz Ohr und nur zu gern bereit, das, was da kommt, willig, genüßlich und ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen. Das weiß natürlich der genau, der da kommt. Er kennt die Begierde der anderen, etwas zu erfahren, was über das tägliche Gleichmaß hinausgeht. Selten hat der Mensch ein dankbareres und bereitwilligeres Publikum. Und so spielt er denn auch seine Trümpfe aus wie beim Grand mit Vieren. Frisch und unbekümmert der „Ahs“, „Ohs“ und „Nein, so was!“ sicher. Er läßt sich gebührend bestaunen und bewundern, daß er mehr weiß als sein oder seine Zuhörer, und kümmert sich nicht im geringsten darum, was er anrichtet. Das aber kann eine ganze Menge sein.

Über Waschweiber

Es gibt Menschen im Betrieb, bei denen man genau weiß, daß, wenn man ihnen etwas erzählt, in spätestens zwei Stunden jeder von der Sache weiß. Das sind die Harmlosen. Zwar stehen sie der Firma und damit uns allen viel Zeit und Geld, sie bedienen sich auch so fortschrittlicher Übertragungsgeräte wie des Telefons, weil sie ihr Wissen nicht schnell genug loswerden können, aber sie sind absolut ungefährlich. Ihr Hobby ist eben „Schwätzen“, und in der Mundart heißen sie „Waschweiber“. Doch sie teilen nur mit um des Mitteilens willen. Sie verfolgen mit ihrem Gerede keinen bestimmten Zweck. Dennoch ist es nicht dienlich, was sie treiben.

„Wenn zwei zusammen sind, stirbt der dritte.“

Weitaus schlimmer sind jene Mitmenschen, die das, was sie wissen oder erfahren haben, mit einer bestimmten Tendenz weitergeben. Be-

wußt verzerren sie Tatsachen und Wahrheiten, um der Sache einen bestimmten Dreh zu geben, der, wenn es um sie geht, ihnen nützt, und wenn es um andere geht, diesen schadet. Selbst wenn weder sie noch ein anderer im Spiele ist, macht es ihnen Spaß, mit dem, was sie weitertragen, Unruhe zu erregen.

Schon der alte Nietzsche sagte: „Wenn zwei zusammen sind, stirbt der dritte.“ Sie wissen es selbst: Wie oft wird über den Nichtanwesenden hergezogen. Es wird kritisiert. Es wird über ihn etwas verbreitet, was sachlich gesehen gar nicht vertretbar ist. Und je weiter das Negative über ihn getragen wird, um so mehr wird es verfälscht. Wir sollten uns bewußt davor hüten, hier mitzumischen. Denn es ist gar kein so helldisches Gefühl, wenn man geholfen hat, den anderen in den Augen anderer ein wenig herabzuziehen. Der – und das sind auch Sie, denn auch über Sie wird gesprochen; auch Ihre kleinen Fehler werden Ihnen von Ihren Mitmenschen groß angekreidet! – der also, dem das Gesprächsinteresse der anderen gilt, wird es bald zu spüren bekommen, daß er nicht mehr so gelitten ist wie ehemals. Er wird mehr oder minder geschnitten. Und da wir im Betrieb zusammenkommen, wird er nicht nur menschlich geschnitten. Er kann sich oft auf den Kopf stellen vor Eifer, er kann sich die größte Mühe geben: seine überheblichen Mitmenschen mit dem Gift der negativen Beurteilung im Blut lassen ihn nur zu gern links liegen und – schaden damit dem Ganzen. Und da wir ein Teil des Ganzen sind, auch sich.

Selbsterziehung ist nicht leicht – aber notwendig

Eine andere innerbetriebliche Sache, die stets Schaden stiftet, ist die zu spät kommende Information von „oben“. Der Mensch will Bescheid wissen, das ist nun mal so. Und dem sollte Rechnung getragen werden. Es gibt tausend Beispiele, daß eine verspätet kommende Information, die schon vorher unbestimmt durchsickert, nur Schaden anrichtet. Einmal wird überall darüber gesprochen und außerdem wird falsch berichtet.

Was uns heute ganz einfach verlorengegangen ist, ist das Vertrauen, etwas vertraulich zu behandeln. Dabei könnten wir sehr viel zu einem guten Betriebsklima ohne Gerüchte und ohne mehr oder minder sensationelle Erzählungen beitragen, wenn wir etwas weniger mitteilend und etwas bewußter verschwiegen wären. Die hierzu notwendige Selbsterziehung ist schwer. Aber sie wäre eine große Tat mit positivem Ergebnis für uns alle und damit ja zwangsläufig auch für Sie.

W. Holoch

50

Hoesch AG Bergbau

3. 4. 1961 Wilhelm Assenmacher,
Anschläger ü. Tg.
Schachtanlage Emil

Hoesch AG Westfalenhütte

3. 4. 1961 Heinrich Hibbeln, Eisenbahnassistent
8. 4. 1961 Karl Blüthner, Obermeister
8. 4. 1961 Anton Wemmer, Kranführer
18. 4. 1961 Wilhelm Schröder, Sachbearbeiter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

11. 4. 1961 Karl Schornstein, Walzwerker

Becke-Prinz GmbH

1. 4. 1961 Heinrich Schelte, Bürovorsteher

Rheinischer Vulkan Chamotte- u. Dinaswerke mbH

18. 4. 1961 Heinrich Busch, Versandleiter

40

Hoesch AG Bergbau

1. 4. 1961 Erich Bienholz, Hilfsarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 4. 1961 Heinrich van den Bosch, Bahnreiner
Schachtanlage Fritz
1. 4. 1961 Wilhelm Leck, Maschinist
Schachtanlage Emil
1. 4. 1961 Karl Matzmohr, Ausbauhelfer
Schachtanlage Emil
1. 4. 1961 Willi Möhle, Maschinist
Schachtanlage Emil
1. 4. 1961 August Schäfer, Grubenhandwerker
Schachtanlage Fritz
1. 4. 1961 Franz Schönau, Fördermaschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1961 Josef Tenhaven, Fördermaschinist
Schachtanlage Emil
2. 4. 1961 Erich Marquardt, Tagesarbeiter
Schachtanlage Emil
4. 4. 1961 Friedrich Müller, Schmied
Schachtanlage Fritz
4. 4. 1961 Fritz Tautz, Lok.-Führer
Schachtanlage Kaiserstuhl
5. 4. 1961 Karl Klimmeck, Ausbauhelfer
Schachtanlage Emil
6. 4. 1961 Arthur Kirschstein, Hauer
Schachtanlage Emil
6. 4. 1961 Wilhelm Rechta, Stempelwart
Schachtanlage Emil
6. 4. 1961 Gerhard Schmöley, Hauer
Schachtanlage Fritz
8. 4. 1961 Wilhelm Guntermann, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz
9. 4. 1961 Johann Buckreus, Hauer
Schachtanlage Radbod
11. 4. 1961 Robert Kucharczyk, Hauer
Schachtanlage Emil
16. 4. 1961 Josef Baldzikowski, Wächter
Schachtanlage Kaiserstuhl
26. 4. 1961 Oswald Neumann, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl
27. 4. 1961 Paul Neumann, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 4. 1961 Julius Berndes, Oberlaborant
1. 4. 1961 Fritz Gravinghoff, Sachbearbeiter
1. 4. 1961 Heinz Harke, Sachbearbeiter

1. 4. 1961 Josef Horst, Leiter der Arbeitsvor-
bereitung in der Zentralen Daten-
verarbeitung Hoesch
1. 4. 1961 Theodor Huhn, Glasbläsermeister
1. 4. 1961 Fritz Reuyter, techn. Angestellter
1. 4. 1961 Wilhelm Schmalter, Dreher
11. 4. 1961 Oskar Grawe, Brenner
16. 4. 1961 Franz Schweilick, Pfannenmaurer
24. 4. 1961 Johann Menke, Verlader
25. 4. 1961 Karl Eberhardt, Vorarbeiter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

5. 4. 1961 Alfred Reuter, Meister

Hoesch AG Rohrwerke

30. 4. 1961 Paul Enking, Vorarbeiter

Schmiedag AG

1. 4. 1961 Alex Hoffmann, Schlosser
Werk Grüntal
3. 4. 1961 Heinrich Krummel, Dreher
Werk Grüntal
4. 4. 1961 Wilhelm Schulte, Gaskontrolleur
Werk Grüntal

Hoesch Eisenhandel mbH

1. 4. 1961 Paul Starke, Prokurist

25

Hoesch AG Bergbau

1. 4. 1961 Hermann Grotzki, Bürohilfskraft
Verwaltung
1. 4. 1961 Heinrich Rüller, kaufm. Angestellter
Schachtanlage Radbod
1. 4. 1961 Elfriede Schönborn, Putzhilfe
Schachtanlage Emil
2. 4. 1961 Franz Bednarczyk, Hauer
Schachtanlage Fritz
2. 4. 1961 Walter Gimm, Masch.-Hauer
Schachtanlage Radbod
2. 4. 1961 Willi Haumann, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
2. 4. 1961 Hans Kuklinski, Markenkontrolleur
Schachtanlage Kaiserstuhl
2. 4. 1961 Wilhelm Kuschmierz, Tagesarbeiter
Schachtanlage Fritz
2. 4. 1961 Wilhelm Thielke, Hauer
Schachtanlage Fritz
3. 4. 1961 Eugen Fischer, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
3. 4. 1961 Horst Schmidt, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
3. 4. 1961 Hermann Schoroth, kaufm. Angest.
Ledigenheim Emil
3. 4. 1961 Max Woitaski, Masch.-Hauer
Schachtanlage Radbod
4. 4. 1961 Heinrich Giepmann, Brückenaufseher
Schachtanlage Emil
8. 4. 1961 Felix Gorny, Hauer
Schachtanlage Fritz
9. 4. 1961 Josef Witt, Maschinist
Schachtanlage Emil
15. 4. 1961 Werner Hartmann, Stapelhauer
Schachtanlage Emil
15. 4. 1961 Heinz Seumenicht, kaufm. Angest.
Schachtanlage Fritz
24. 4. 1961 Heinrich Bigge, Kraftfahrer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 4. 1961 Heinz Böhme, Betriebschemiker
1. 4. 1961 Heinrich Esfeld, Elektromonteur
1. 4. 1961 Walter Griess, Betriebschef
1. 4. 1961 Karl Holzhauer, Vorarbeiter
1. 4. 1961 Otto Jankuhn, Kalkulator
1. 4. 1961 Willi Kelle, Kolonnenführer
1. 4. 1961 Heinrich Kroeze, Unfallmeister
1. 4. 1961 Bruno Marienfeld, Kraftfahrer
1. 4. 1961 Heinrich Marotzki, Maschinist
1. 4. 1961 Gustav Neumann, Werkmeister

1. 4. 1961 Helmut Plutz, Kolonnenführer
1. 4. 1961 Wilhelm Riske, Elektromonteur
1. 4. 1961 Erwin Viefhaus, Schmied
1. 4. 1961 Walter Wegner, Walzendreher
1. 4. 1961 Rudolf Wilkowsky, Kranführer
1. 4. 1961 Paul Winkler, Schmelzmeister
2. 4. 1961 Franz Schiek, Rangierer
3. 4. 1961 Franz Boenig, Maschinist
8. 4. 1961 Karl Geismar, Kohlenmüller
15. 4. 1961 Karl-Heinz Hibbeln, Sachbearbeiter
15. 4. 1961 Heinz Schuchardt, kaufm. Angest.
17. 4. 1961 Franz Hedderich, Schlosser
17. 4. 1961 Werner Hüttemann, Zimmerpolierer
18. 4. 1961 Erich Literski, 1. Blockwalzer
24. 4. 1961 Otto Berg, Bandmesser
29. 4. 1961 Anton Maciejewski, Normalspurlokt.
29. 4. 1961 Viktor Skariot, Kolonnenführer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

1. 4. 1961 Heinrich Glade, kaufm. Angestellter
1. 4. 1961 Fritz Schank, Kranfahrer
1. 4. 1961 Walter Steinkühler, Federnarbeiter
1. 4. 1961 Herbert Wilmes, Wiegemeister
2. 4. 1961 Heinz Tillmann, Res.-Walzmeister
6. 4. 1961 Adolf Becker, Federnarbeiter
7. 4. 1961 Karl Winterhager, Kranfahrer
8. 4. 1961 August Kuhlmann, Wärmer
14. 4. 1961 Emil Hölting, Schlosser
14. 4. 1961 Heinrich Wienbrauck, Einbinder
15. 4. 1961 Helmut Frettlöh, techn. Angestellter
15. 4. 1961 Hugo Hinz, Federnarbeiter
18. 4. 1961 Hermann Wilke, Verlader
20. 4. 1961 Gustav Niggemann, Beizer

Hoesch AG Rohrwerke

15. 4. 1961 Johann Steckelbrock, Vorarbeiter

Schmiedag AG

1. 4. 1961 Willi Haar, techn. Angestellter
Werk Grüntal
1. 4. 1961 Wilhelm Kampmann, Techniker
Werk Grüntal
1. 4. 1961 Fritz Kesting, Schlosser
Werk Grüntal
6. 4. 1961 Hans Huhnstock, Schlosser
Werk Lange
22. 4. 1961 Fritz Meyer, Hammerführer
Werk Grüntal

Schmiedag AG Werk Ruegenberg Olpe

21. 4. 1961 Walter Sasse, Ofenmann

Maschinenfabrik Deutschland AG

1. 4. 1961 Friedrich Hock, kaufm. Angestellter
1. 4. 1961 Ernst Kirchhoff, Masch.-Schlosser
1. 4. 1961 Helmut Meier, Werkzeugausgeber
27. 4. 1961 Gustav König, Schlosser

Schwinn-AG

1. 4. 1961 Otto Blinn, Rep.-Schlosser
1. 4. 1961 Alwin Mick, Arbeitsvorbereiter

Becke-Prinz GmbH

14. 4. 1961 Erwin Hahn, Elektriker
Werk Hemer

Rheinischer Vulkan Chamotte- u. Dinaswerke mbH

1. 4. 1961 Johann Eberz, Aufbereiter

Hoesch Eisenhandel mbH

1. 4. 1961 Walter Basfeld, kaufm. Angestellter
1. 4. 1961 Heinrich Brandenburger,
Geschäftsstellenleiter
1. 4. 1961 Fritz Thöne, kaufm. Angestellter
1. 4. 1961 Friedrich Wilke, kaufm. Angestellter

Das Ehrenwort

Als ich neulich vor meinem Album saß, stellte ich mit Bestürzung fest, daß das Prachtstück meiner Sammlung fehlte: der Schwarze Einser – die alte Bayernmarke. Auf dem Markenfeld klebte noch der Falz. Ich besprach mich mit meiner Frau und erfuhr, daß unser Sohn mit einem Klassenkameraden in meinem Zimmer gewesen war. Trotzdem, erklärte meine Frau, möchte sie die Jungen nicht verdächtigen.

„Hm“, bemerkte ich achselzuckend. Da unser Wolfgang zum Sportplatz gegangen war, wurde meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Endlich kam er gegen Abend heim. „Ich habe mit dir zu sprechen“, begann ich das Verhör. „Du hast dieser Tage mein Briefmarkenalbum in der Hand gehabt, nicht wahr?“ – „Ja“, nickte er. „Am Freitag, als mein Freund Hans hier war. Er wollte gern deine Sammlung sehen, und da bin ich mit ihm in dein Zimmer gegangen und habe sie vorgeholt.“ – „Hast du das Zimmer einmal verlassen, während dein Freund das Album durchsah?“

„Nein“, versicherte er. „Ich war immer dabel. Warum fragst du? Du wirst doch nicht etwa denken ...?“ – „Ich weiß nicht, was ich denken soll“, sagte ich und sah meinem Sohn in die Augen. „Tatsache ist: der Schwarze Einser fehlt!“ Ich öffnete das Album und wies auf die Stelle, wo die Marke gewesen war. – „Das verstehe ich nicht“, antwortete er. „Am Freitag war der Schwarze Einser noch da. Hans hat ihn auf 500 Mark geschätzt, weil er den Mühlradstempel trägt. Vielleicht hat sich die Marke vom Falz gelöst und ist beim Umblättern aus dem Album gerutscht?“

„Dann müßte sie zu finden sein“, sagte ich stirnrunzelnd. Wir begannen das Zimmer systematisch zu durchsuchen. Ich nahm das Album vor und wendete Blatt um Blatt. Frau und Sohn räumten den Schreibtisch ab und lüfteten jedes Schriftstück. Dann durchstöberten wir den Papierkorb, rollten den Teppich zusammen und rückten die Möbel in die Mitte des Raumes. Dabei kippte die Tintenflasche vom Regal, der Verschuß löste sich, und die Tinte besudelte die Tapete. Verdrießlich stellte ich das Suchen ein. „Glaubst du noch immer, daß der Schwarze Einser unversehens aus dem Album geglitten ist?“ fragte ich. Wolfgang schwieg. „So kommen wir nicht weiter“, sagte ich. „Du konntest dich überzeugen, daß ich keine Mühe gescheut habe, die Marke zu suchen. Wir hätten sie finden müssen, wenn sie noch hier wäre. Du und dein Freund habt sie zuletzt betrachtet. Es tut mir leid, aber es sieht ganz danach aus, als ob der Schwarze Einser entwendet worden wäre!“

„Ich habe ihn wirklich nicht!“ versicherte Wolfgang erregt. „Ehrenwort!“ – „Ich glaube dir“, sagte meine Frau. „Und auch Hans, der Sohn vom Amtsrichter Wieland, ist bestimmt nicht unehrlich.“ – „Alles gut und schön“, erwiderte ich, „aber dann bringt mir die Marke bei! Wäre es nicht am vernünftigsten, Wolfgang ginge noch heute abend zu Hans Wieland und spräche mit ihm ohne Umschweife?“ – Unser Sohn schüttelte heftig den Kopf. „Mein Freund Hans klaut nicht! Für den lege ich die Hand ins Feuer!“ – „Euer Glaube an diesen Burschen ist mir unbegreiflich“, äußerte ich. „Der Schwarze Einser kann doch nicht einfach spurlos verschwinden! Wenn die Marke bis morgen nicht da ist, wende ich mich an den Vater des Jungen!“

Am andern Morgen zauderte ich nicht lange und schrieb vertraulich an Amtsrichter Wieland. Ich schilderte ihm den Sachverhalt und bat ihn, seinen Sohn Hans ins Gebet zu nehmen und mir wieder zu meiner wertvollen Marke zu verhelfen. Meine Frau, die gerade zum Einkaufen ging, erbot sich, den Brief einzuwerfen.

Nachmittags fand ich Zeit, die Tapetenreste vom Speicher zu holen und die tintenbesudelte Fläche neben dem Schreibtisch auszubessern. Als ich die alte Tapete, die schon längere Zeit wellig gewesen war, von der Wand löste, flatterte mir – ich wollte meinen Augen nicht trauen – der Schwarze Einser entgegen. Ich stand vor einem Rätsel und überlegte. Dann spannte ich kopfschüttelnd die bekleckste Tapete wieder auf, untersuchte sie und entdeckte darin einen älteren Riß, breit genug, daß der Schwarze Einser hätte hineinschlittern können. Aber

wie konnte er, ohne Wissen der Jungen, in das Versteck geraten? Versuchsweise legte ich eine Briefmarke lose ins Album und ließ die Ränder der Blätter rasch über den Daumen gleiten. Tatsächlich: die Marke schnellte heraus und wirbelte an die besudelte Wandfläche!

Ich war überwältigt ...

So hatten das feine Gefühl meiner Frau und der Glaube meines Jungen an seinen Freund nicht getrogen, während der allzu reale Männerverstand, dem die nötige Unbefangenheit fehlte, versagt hatte.

Den Schwarzen Einser an der Pinzette, suchte ich Frau und Sohn auf und bereute meinen Verdacht. „Der schwerste Gang steht mir noch bevor“, sagte ich bedrückt. „Ich muß unbedingt Amtsrichter Wieland aufsuchen und Abbitte leisten.“

„Laß gut sein“, winkte meine Frau lächelnd ab und überreichte mir mit einem vielsagenden Blick meinen vor-eiligen Brief. Sie hatte ihn gar nicht abgeschickt.

Gert Lynch

Lied der Arbeit

Strahlende Helle,
Brodelnder Stahl,
Kräne in luftigen Höhen,
Glühende Blöcke,
Greifende Zangen.
Lied der Arbeit, ertön!

Rauchende Schlote,
Glutroter Himmel,
Mächtiges Walzengedröhn,
Kreischende Sägen,
Schlagende Hämmer.
Lied der Arbeit, ertön!

Gährende Schächte,
Tiefdunkle Stollen,
Brechender Berge Gestöhn,
Krachendes Bersten
Fallender Kohle.
Lied der Arbeit, ertön!

Paul Eichler

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten **1** bis **32**: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 23. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit **■** gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Unser Foto-Wettbewerb läuft ständig. Alle Hoesch-Mitarbeiter können an ihm teilnehmen. Die Motive sind freigestellt. Die Mindestgröße der eingesandten Abzüge soll 9×12 Zentimeter betragen.

- | | | |
|---|---------------|----------------------------------|
| 1 | R. Heitkamp | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 2 | Th. Wieczorek | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 3 | G. Hollmann | Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg |
| 4 | G. Pesch | Hoesch AG Bergbau |
| 5 | W. Bertram | Schmiedag AG |



Foto-Wettbewerb



1



5



4



2



3

